

P. C. Geissler gez. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Konrad Hellwig,

des

Bayer'schen Robinsons

Abenteuer

zu Land und zur See,

für die

reifere Jugend aller Stände

aus dem Gebiete der Wahrheit

eingeführt

von

Corbinian Lohmayer.

Erster Band.

Mit einem Stahlstiche.

Straubing, 1854.
Verlag der Schorner'schen Buchhandlung.

Inhalts-Anzeige.

Erstes Kapitel.

Die Brieftasche.

Es war ein unfreundlicher, naßkalter Herbstabend, fast so trübe und düster, als das Gesicht des stattlichen, vornehm gekleideten Mannes, der im noch unbesuchten Gastzimmer des Strasserbräuhauses zu Mainburg (einem kleinen, sehr gewerbsamen Marktflecken in Bayern) sehr mißmuthig auf und niederging, bald auf einen Stuhl sich warf, bald wieder die Gaststube mit langen Schritten messend, dann an ein Fenster trat, und mit rasch beweglichen Fingern auf den angelaufenen Scheiben trommelte.

Das umwölkte, düstere Gesicht gehörte dem Baronet*) John Woolwich, einem reichen Engländer an. Auf einer wichtigen Reise von Wien nach München über Regensburg begriffen, hatte er den Unfall, daß gerade zwischen den, nicht ferne von der Landstrasse gelegenen Dörfern Biburg und Hardt, die Achse seines Wagens brach; doch ward ihm schnelle Hilfe. Der Rentenverwalter von Biburg, eines der (damals) bedeutendsten Jesuitengüter in Bayern mit weitberühmter Bierbrauerei, ließ durch sein Gefährte den Baronet, der spendid zahlte, nach Mainburg weiter befördern,

*) Baronet, niedrigste Stufe des Erbadels in England.

und der Dorfwirth mit seinen Pferden den beschädigten Wagen mittelst einer Schleife nach dem nahe gelegenen Städtchen Abensberg bringen, begleitet vom Diener des Baronets, der die Herstellung der beschädigten Kutsche zu besorgen, das werthvolle Gepäcke zu überwachen hatte.

Mit Ausnahme des Pflegrichters, des Pfarrers und des Marktschreibers, die aber ihre Abende gewöhnlich zu Hause hinbrachten, zählte Mainburg unter seinen 900 Einwohnern und den wenigen Stammgästen des Bräuhauses, genannt zum Strasser, keine Männer von genügender Bildung, mit denen der Baronet, so gut er auch der deutschen Sprache mächtig war, einen geselligen Abend hätte genießen können. Er war auf sich allein abgeschlossen; und die dadurch erzeugte üble Laune steigerte sich durch den Gedanken, vor dem nächsten Mittag oder Abend seine Reise nicht fortsetzen zu können, an deren Beschleunigung ihm doch so viel gelegen war.

An den bedufteten Fensterscheiben mit mechanisch sich bewegenden Fingern trommelnd, wurde er in dieser seiner Unterhaltung durch ein fast dicht hinter ihm sehr laut gesprochenes: „Gelobt sei Jesus Christus!" — gestört; er wandte sich und erblickte wenige Schritte von sich einen ärmlich gekleideten, hochbejahrten Landmann, der ihn mit freundlichem Zulächeln, mit einem Schwenken seines altgrauen Hutes und mit einer linkischen Verbeugung begrüßte.

„Wollt ihr Etwas von mir?" — fragte Woolwich, der nicht wußte, ob diese sonderbare Begrüßung ihm gelte.

Ohne hierauf ein Wort zu sagen, trat der Landmann dicht an ihn heran und beschaute den Befremdeten mit langem, scharfem Blicke. — „Ja, ja, der Herr ist es, den ich suche, — er ist es, wie er leibt und lebt" — rief er nun mit jubelirender Stimme, ließ seinen Hut zur Erde fallen und klaschte in die Hände, dadurch seine große Freude bezeichnend.

Woolwich trat zur Seite, denn er glaubte, einen Betrunkenen vor sich zu haben; er wollte die Gaststube verlassen, aber dazu ließ ihn der Freudenmann nicht kommen. „Ei, ei, Ihr Gnaden, — kennt Ihr mich denn nicht mehr, — fragte er mit dem gutmüthlichsten Lächeln — ist doch noch kein voller Tag vergangen, seitdem Euch der Postknecht von Saal zwischen Biburg und Hardt in den Straßgraben geworfen hat, wo Eure Kutsche brach und ich Euch wieder auf die Beine geholfen habe. — Seid Ihr doch gleich mit einem harten Thaler herausgerückt und habt Euch noch dazu gar schön bedankt. Na, Ihr Gnaden, kennt Ihr mich nun?" —

„Ach ja, — ich erinnere mich des freundlichen Dienstes, — entgegnete der Baronet, — welchen Ihr mir da geleistet, recht wohl. Ohne Zweifel habt Ihr den weiten Weg daher gemacht, weil Ihr, wie ich aus Eurem Aeußern schließen darf, einer Unterstützung bedürftig seid. Da sollt Ihr nicht umsonst gegangen seyn."

„Laßt stecken, — Ihr Gnaden, — laßt stecken, — rief der Greis mit Eifer und wehrte die ihm dargereichte Gabe zurück. — Ich bin nicht nach Mainburg gelaufen, so schnell es mit den alten Füßen anging,

um von Euch etwas zu holen, sondern um Euch was zu bringen, und noch dazu etwas gar Apartes, dessen Verlust Euch gar nicht lieb seyn möchte.“ Hier zog er aus der Seitentasche seines abgetragenen, grobtuchenen Kittels ein Leinwandpäckchen, wickelte aus diesem eine dickgefüllte Brieftasche von rothem Saffian und reichte sie mit freudeglänzenden Augen dem Baronet hin.

Hastig nahm dieser die Brieftasche an sich, riß sie auf und blätterte in ihr. — „Meine Brieftasche in Eurer Hand? — Wie seid ihr zu meiner Brieftasche gekommen?“ — fragte er mit Hast, mit Blicken des Staunens, der gespannten Neugierde den armen Mann beschauend.

„Durch meine Schafe bin ich zur Brieftasche gekommen, — antwortete der Gefragte unter herzlichem Gelächter. — Daß ich der Hirte des Dörfleins Hardt bin, das werdet Ihr, gnädiger Herr, wohl gleich gemerkt haben, weil ich meine Heerde auf den Hardter Feldern hütete, als Eure Kutsche in den Straßgraben stürzte. Wie in Biburg zur Vesper geläutet wurde, trieb ich hinüber über die Strasse auf die Stoppeln am Holze. Nicht weit von dem Flecke, wo die Kutsche gelegen, blieben einige von meinen Schafen plötzlich stehen, guckten starr auf den Boden hin mit langem Halse und gespitzten Ohren, und sprangen mit einmal davon in die Stoppeln hinein, als wäre mein Hund mitten unter sie gefahren. — Sehen, Ihr Gnaden, wenn die Schafe es so machen, wie ich eben sagte, so ist immer etwas Apartes um die Wege. Das wissen wir Hirten gar gut; darum ging ich auch gleich dem Flecke zu. Richtig, da lag — gerade da, wo meine

Schafe geguckt und gestutzt hatten, — diese Brieftasche, die durch den schimmernden Glanz ihrer rothen Farbe und das blitzende Glinzern des goldnen Schlößleins meine Schafe so confus gemacht hatte. — Sogleich kam mir der Gedanke, daß die Brieftasche Niemanden gehören könne, als dem vornehmen Herrn in der Kutsche, die der Postknecht in den Straßgraben geworfen habe. Zugleich fiel mir auch ein, wie ich meinen Fund an den rechten Mann, an seinen Eigenthümer, bringen könne; denn Ihr Gnaden sagten ja verständlich dem Knecht des Herrn Verwalters von Biburg, daß er, weil Ihr Bedienter mit der deutschen Sprache nicht recht fort könne, in Abensberg einen Fuhrmann besorgen soll, der die Kutsche, sobald die Achse wieder gemacht sei, nach Mainburg bringe, wo Ihr darauf wartet. — Ich übergab meinem ältesten Buben, dem Franzl, die Heerde, ging nach Hause, zog mein Feiertaggewand an, damit ich vor so einem vornehmen Herrn doch reputirlich erscheine, und machte mich auf den Weg. Der liebe Gott hat meinen alten Knochen die Kraft verliehen, mich wohlbehalten hieher zu tragen."

Mit tiefer Rührung und in stiller Aufmerksamkeit hatte der Baronet die weitschweifige Erzählung des alten Hirten angehört. Er hieß ihn Platz nehmen an einem Seitentische, befahl der Kellnerin, für seinen Gast Bier und Brod, dann ein tüchtiges Abendessen zu bringen, setzte sich ihm gegenüber und sagte: „Mein lieber Freund, Du kannst wohl nicht vermuthen, welchen Reichthum Du in dieser Brieftasche mit Dir getragen hast, und den ich so leicht hätte verlieren können, da ich heute Morgens so unbesonnen war, die

Brieftasche zu mir zu stecken, statt sie in dem Koffer zu verschließen. Offenherzig gestanden, ich hätte einen großen Theil meines Vermögens eingebüßt."

„Dann sind Euer Gnaden ein gar reicher Herr, — entgegnete Kaspar Hellwig, der greise Hirte, — denn ich muß aufrichtig bekennen, daß ich die Brieftasche geöffnet habe, weil ich Gedrucktes und Geschriebenes lesen kann und gedacht habe, in ihr einen Brief oder einen Zettel zu finden, worauf der Name des Eigenthümers stehe. Da habe ich das offene Päcklein mit den Banknoten gefunden. Sie betragen nach unserm Gelde gerade 50,000 fl."

„Wie, Du kennst den Werth dieser Papiere?" — fragte Woolwich, mit Blicken des Staunens, den armen Hirten betrachtend.

„Recht gut weiß ich, was diese Papiere gelten, schmunzelte der Alte und schlürfte mit Wohlbehagen von dem guten Biere, das ihm seltnes, daher köstliches Labsal war. — „Es mögen jetzt fünfzehn Jahre vorüber seyn, als ein reicher Jude nach Biburg kam, dem Bergbauern seinen Hof abkaufte und diesen zertrümmert einzeln verkaufte. — Der Jude, Moses Niedermayer, ein wackerer Mann, suchte Einen aus diesem oder dem nächsten Dorfe, der ihm als Bote diene, auch sonst bei dem Zertrümmern an die Hand gehe, aber ein treuer, verlässiger, zugleich im Lesen, Schreiben und Rechnen bewanderter Mensch seyn müsse. — Unser Gemeinde-Vorsteher recomandirte mich und da trug ich oft viel Geld fort an verschiedene Orte, besonders zum churfürstlichen Pfleggericht Abensberg, mußte auch oft für Moses von den Käufern Zahlungen eintreiben.

Darunter wurden gar viele mit Papiergeld gemacht, mit solchen Banknoten, wie da in der Brieftasche liegen. Ja, Euer Gnaden, die Banknoten kenne ich recht gut, und was sie werth sind, weiß ich gar wohl."

„So viel mir bekannt ist, — fiel Woolwich ein, und betrachtete den Hirten mit lauernden Blicken, — sind hier herum die Banknoten nicht sehr im Gebrauche, werden auch von Kaufleuten, Handwerkern, Gastwirthen und Landleuten nicht angenommen, sondern blos von den Gerichten, wo aber Jeder, der dahin eine Banknote bringt, um damit schuldige Gerichtsbühren zu bezahlen, oder sie in klingende Münze umzusetzen, sich ausweisen muß, woher er eine solche Banknote bekommen. Da hättest Du diese Banknoten wohl nicht benützen können?"

„Nichts für ungut, da sind Ihr Gnaden im Irrthume, — belehrte ihn der Hirte mit wichtiger Miene. — Alle Krämer und Handelsleute, Wirthe, Bräuer, Bäcker, die Handwerksleute, wie auch die meisten Bauern in der ganzen Gegend umher kennen den Werth der Bankzettel, und nehmen sie wie Silbergeld an. Kein Mensch muß sich hier zu Land bei Gericht ausweisen, wie er zum Besitz einer Banknote gekommen ist."

„Nun noch eine Frage, mein lieber Hellwig, — fuhr Woolwich nach kurzer Pause fort, — deiner Kleidung und deinem Gewerbe nach bist Du wohl arm, recht arm.

— „Ja, gnädiger Herr, das bin ich, — entgegnete der Hirt treuherzig. — Schon meine Urgroßeltern waren, wie es bei uns von jeher geheißen hat,

arm, immer die ärmsten in unserm Dorfe, wo es doch Mehrere gibt, bei denen Schmalhans fast das ganze Jahr hindurch Küchen- und Kellermeister ist. — Als Hirte von Hardt habe ich 12 fl. Jahreslohn, ein halbes Schäffel Weizen, 2 Schäffel Korn, 20 Schütten Stroh, dazu 1 Jauchert Acker, um Kohl und Kartoffel zu bauen und von der Gemeinde die Erlaubniß, das Gras von den Feldrainen absicheln zu dürfen, zum Futter für meine beiden Geise, von deren Milch ich und die meinigen, — wir sind unsrer neun, — größtentheils leben. — Ueberdieß bekomme ich, wenn die Herbst-Hütung zu Ende ist, wie auch am Vorabende von Weihnachten, wo fast jeder im Dorfe ein Schwein schlachtet, ein Geschenk an Würsten, Fleisch, Schmalz, Eiern und Mehl. Das sind dann Festtage für mich, mein Weib, meine Kinder, wenn wir auch sonst das ganze Jahr hindurch, an Sonn- und Werktagen, nur Milch, Kartoffel und Kraut haben, womit wir uns gerne begnügen würden, wenn es nur immer hinreichen könnte, um unsern Hunger zu stillen."

„Barmherziger Gott, — Du hungerst manchmal mit Weib und Kind! — O wie elend ist dein Leben, — wie unglücklich mußt Du in deiner bittern Armuth Dich fühlen!" — rief der gutherzige Woolwich und eine Thräne des herzlichsten Mitleidens netzte sein seelenvolles Auge.

„Unglücklich — soll ich mich fühlen in meiner Armuth?" — sagte der Greis und betrachtete den Frager, mit dem Blicke großer Befremdung über eine solche Frage. „Seit unfürdenklichen Zeiten ist die Armuth in dem kleinen, strohbedeckten, hölzernen Hirtenhäus-

lein, das nicht einmal mir, sondern der Gemeinde gehört, so einheimisch, daß sie bei den Kindern meiner Urgroßeltern wie bei den Meinigen Gevatter gestanden ist. — Ich könnte wohl die guten Tage, die ich seit meiner Kindheit gehabt, an den Fingern abzählen, aber deßwegen habe ich mich doch nie unglücklich gefühlt. Das mag wohl daher kommen, weil Herr Kilian, unser Schullehrer, in Biburg — Gott gebe dem braven Manne die ewige Ruhe, — selbst blutarm war, aber über seine eigene Armuth wie über die Anderer in freundlichster Heiterkeit so tröstend und aufmunternd sprechen konnte, auch uns Kinder armer Eltern im Vertrauen auf Gott so kräftig aufwachsen und fortwandeln ließ, daß wir gar nicht dazu kommen, unsere Noth zu empfinden, und gegen diejenigen unserer Mitschüler, deren Eltern wohlhabend waren, keinen Gedanken an Neid hatten. Ich war schon lange aus der Feiertagsschule und versah den Dienst meines Vaters, der oft Monate lang, eines Schadens am Fuße wegen, die Stube nicht verlassen konnte, — dessen ungeachtet besuchte ich doch in den Winterabenden der Feiertage meinen lieben Herrn Kilian, weil er so schöne Geschichten zu erzählen und besonders dem Glücke der Armuth so herzinnige Lobreden zu halten wußte, daß ich darüber die meinige vergaß und gerade durch die Armuth von Tag zu Tag gottvertrauender wurde.

„Die guten Beispiele und die heilsamen Lehren, die ich von meinen Eltern und meinem Schullehrer gesehen und empfangen, haben in meinem Herzen so kräftige Wurzeln geschlagen, daß sie von meiner zarten Jugend an im raschen Wuchse zum üppigen Frucht-

baum der Zufriedenheit und Genügsamkeit erstarkten und den Giftstrauch des Neides und der Gelüste neben sich nicht aufkommen ließen; so bin ich immer ruhigen und heitern Gemüthes, wenn auch das Hirtenhäuslein, worin ich seit der Stunde meiner Geburt, seit neun und sechzig Jahren lebe, nur ein verwittertes Strohdach, keinen gedielten Boden und handgroße Fensterlein hat, wenn ich auch manchmal schon eine Stunde vor der Nachtsuppe mit knurrendem Magen mich niederlege, damit Weib und Kind meinen Antheil essen können, wenn ich auch in meinem Leben noch in keinem Federbette, sondern immer blos auf Stroh geschlafen habe, und wenn ich auch an manchem hohen Festtage, an welchem sich selbst der ärmste Straffenbettler gütlich thut, mit Brod und Kartoffeln mich begnügen mußte, um mit den Gaben der Bauern an Fleisch, Schmalz und Mehl den Schuster für das Sohlen meiner Schuhe, den Schneider für das Flicken meines Rockes bezahlen zu können."

„Mann der erhabensten Redlichkeit und Treue, — wie soll ich Dich hoch genug ehren?" — rief Woolwich in edelster Begeisterung. — „Ein Werth von vielen Tausenden war in deinen Händen, — eine Summe, die Du genau gekannt hast, und wovon der hundertste Theil schon hinlänglich gewesen wäre, Dich und die Deinigen der bittersten Armuth zu entreissen und deine Tage sorgenfrei zu machen, — und Du, ohne an deine Noth zu denken, ohne die überreichen Mittel zu einem bequemen, freudevollen Leben, der geringsten Beachtung zu würdigen, hast, nur eingedenk Gottes, der Ewigkeit und deiner hohen Bestimmung, kein Auge gehabt

für den blendenden Glanz, für den verführerischen Reiz zeitlichen Wohllebens, kein Ohr für die Schläge der Versuchungsstunde, sondern hast mit unbestechlichem Sinne und gottesfürchtigem Gemüthe das Gute und Rechte gethan! — O Gott, unter diesem geflickten Kittel schlägt ein so tugendhaftes Herz, — unter einem verwitterten Strohdache glänzt, einem unschätzbaren Edelsteine gleich, — solch eine Ehrlichkeit hervor!"

Mit großen Augen betrachtete Kaspar Hellwig den Baronet; er schüttelte das ehrwürdige, silberbehaarte Haupt und sprach treuherzig: „Habe ich nach meinen schlichten Begriffen recht verstanden, was gnädiger Herr jetzt gesagt haben, so macht Ihr da ein großes Wesen daraus, daß ich Euch die verlorne Brieftasche gebracht, und davon nicht ein Paar von den Zetteln oder lieber gar die ganze Brieftasche behalten habe, weil ich weiß, was die Papiere darin gelten und ich mich durch ihren Besitz zum reichen Mann, zum vermöglichsten in der ganzen Gegend hätte machen können. Euer Gnaden, laßt Euch was sagen; ich war noch ein Kind, da sagten schon meine Eltern täglich zu mir: Kaspar, habe immer Gott vor Augen, auf daß er dich stets recht lieb habe, und das wirst du am besten erzielen, wenn du immer recht treu und ehrlich bist, wenn du dich nicht vergreifst an fremdem Eigenthum, es vielmehr höher schätzest, als dein eignes. — Findest du auf deinen Wegen eine Stecknadel, oder einen Beutel voll Geld, — gleichviel, weder das Eine, noch das Andere ist dein Eigenthum, dir aber liegt die Pflicht auf, alles, was du findest, seinem Eigenthümer zurückzugeben. Kannst du diesen nicht erforschen, so

bringe deinen Fund zur Obrigkeit, die wird schon darüber gehörig schalten, und du hast dein Gewissen rein bewahret." — Als ich in die Schule kam, prägte mir mein würdiger Lehrer dieß noch fester ein, indem er uns auf des Erlösers Worte hierüber hinwies. — So haben mich schon in der Kindheit meine braven Eltern, mein frommer Schullehrer belehrt. So habe auch ich mir alle Mühe gegeben, meinen Kindern Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum einzuprägen, auf daß sie die Ruhe ihres Gewissens nicht gegen ein unrechtmäßiges irdisches Gut vertauschen, und auf daß sie durch strenge Redlichkeit der ewigen Güter sich würdig machen!

Tief bewegten Herzens, ehrfurchtsvoll bewundernd den schlichten Hirten, der, auf der tiefesten Stufe der Armuth und der Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft solch einen Reichthum in der frommen Brust trug, umschlang Woolwich den armen Greis, mit einer Wärme des Gefühles, als umfasse er den geliebtesten seiner Brüder.

Zweites Kapitel.

Des Hirten Anliegen.

Bald nach Tagesanbruch traf bei dem Baronete ein Bote aus Abensberg ein, mit der Nachricht, daß außer der gebrochenen Achse die Kutsche durch den Sturz in den Straßgraben noch mehrere wesentliche Beschädigungen erlitten habe und die Herstellung derselben den Schmid und Wagner noch einen vollen Tag

beschäftige. — Solch eine Verzögerung seiner Reise nach München würde einen Tag früher den Baronet in die übelste Laune gebracht haben, jetzt hörte er die Meldung des Boten mit zufriedenem Lächeln an, konnte er doch mit seinem lieben Hellwig einen vollen Tag zubringen.

Auch Hellwig erschien frühzeitig im Gemache des Baronets; das Ungewohnte, in einem reichen Bette zu ruhen, hatte seinen Schlaf eher verkürzt, als verlängert. — Sie frühstückten und besuchten hernach die Kirche.

Hernach durchwanderte Woolwich an der Seite des Hirten den Marktflecken, der zwar wenige Merkwürdigkeiten zur Beschauung darbot, doch fesselten das Rathhaus, der Marktbrunnen und zwei Salomonssäulen die Aufmerksamkeit des Engländers, der, wie alle unter den Gebildeten seiner Heimath, in keinem auch noch so unbedeutenden Orte auch nur eine Stunde verweilen konnte, ohne nach Alterthümern oder Merkwürdigkeiten zu forschen.

Das Rathhaus, ein trefflich unterhaltendes Werk grauer Vorzeit, verkündigte in allen seinen Theilen die früher neugothisch benannt, aber nur den Deutschen zuzuschreibende Bauart, welche sich durch großartige, gigantische Verhältnisse vor allen übrigen Baustylen auszeichnet. — Hohe Gewölbe, in Spitzbögen sich treffend und Kreuzgewölbe bildend, erhoben sich auf schlanken Säulen, und lange, schmale, wieder in Spitzbögen zusammentreffende, mit bunten Glasscheiben geschmückte Fenster gaben dem Innern des Rathhauses Licht. Alle sehr reichlich und fast überladen angebrachten Aus-

schmückungen waren durch gerade, in spitzigen Winkeln zusammentreffende Linien oder durch auf gleiche Weise geordnete, kleine, im Anstrich kreisförmig angebrachte Verzierungen gebildet. — Hohe Thürme, auf gleiche Weise gebildet und geschmückt, ragten in die Luft und bildeten, aus einer großen Menge von Säulen und Säulchen zusammengesetzt, sehr spitzige kolossale Pyramiden. Man konnte das Rathhaus dieses kleinen unansehnlichen Marktfleckens ein Muster edler Bauart nennen, wie vielleicht wenige der größeren Städte besitzen. —

Der Marktbrunnen war ganz gefertigt, wie jene Brunnen, die nach der Erfindung des berühmten, um das Jahr 210 nach Christi Geburt in Alexandria gebornen Mechanikers Heron des Aeltern errichtet worden.

Die zwei Salomonssäulen*) glichen in jedem, auch den geringsten Theilen den zwei Säulen an dem salomonischen Tempel in Jerusalem. Ohne den Knauf waren sie achtzehn Ellen hoch; der Knauf, von Erz gegossen, mit sieben gewundenen Ketten umgeben, über welche eine Reihe von Blättern hervorragte, mit drei Reihen Granatäpfel von Bronze geziert, hatte eine Höhe von fünf Ellen; der Umfang jeder Säule betrug zwölf Ellen. — Herr Lampart, der den größten Theil seines Lebens in Jerusalem als Arzt gelebt, und sich da ein ungeheueres Vermögen erworben hatte, war, um seine Tage in Ruhe zu genießen, nach dem Markt-

---

*) Kriege und eine fürchterliche Feuersbrunst haben bald nach einander das Rathhaus, den Marktbrunnen und das Lampartsche Haus bis auf den Grund zerstört.

flecken Mainburg, seinem Geburtsort, zurückgekehrt, wo er sich ein schönes Haus baute, einen prachtvollen Garten anlegte und in diesen die beiden salomonischen Säulen errichtete, zur Erinnerung an Jerusalem, seine vieljährige Wohn- und Wirkungsstätte.

Nach einem kurzen Gange durch die nächsten Umgebungen des Marktfleckens, der, gegen Abensberg hin, eine vorzüglich schöne Lage hat, kehrte der Baronet mit Hellwig in seinen Gasthof zurück, wo das Mittagessen sie erwartete.

Nach dem Essen saßen sie beisammen, der reiche engländische Baronet im traulichen Gespräche mit dem armen Dorfhirten, als wäre dieser sein vieljähriger lieber Freund. Woolwich, ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes, sah nicht auf den Kittel der Armuth, auf den Hirtenstab der Niedrigkeit; ihm galt der tugendhafte, gottesfürchtige Bettler in seinem zerlöcherten Anzuge mehr, als der Lasterhafte im Sammtkleide mit dem prunkenden Sterne auf der sündig entweihten Brust.

Woolwich trank Wein, aber der Hirte fand an selbem heute kein Behagen, ungeachtet er ihm gestern nach dem ermüdenden Gange von sieben Stunden bei naßkaltem Wetter trefflich gemundet hatte; ein Glas Bier war ihm das köstlichste aller Getränke, welche Labung ihm bei seiner Armuth nur an den höchsten Festtagen des Jahres, und da nicht immer zu Theil wurde.

Gewöhnlich pflegen arme Leute, wenn ihnen eine Speise, ein Getränk gereicht wird, das sie lieben, jedoch ihrer Dürftigkeit wegen entbehren müssen, sich der

Unmässigkeit hinzugeben. Aber Hellwig trank so mäßig, daß der Baronet, ein so nüchternes Leben er selbst führte, nie bei Andern liebte, ihn doch öfters ermunterte, dem stärkenden Getränke besser zuzusprechen. Bei dieser Gelegenheit nun eröffnete der Hirte so treffliche Ansichten von dem gehässigen Laster der Trunkenheit, daß der Baronet nur noch mehr in seiner Hochachtung gegen Hellwig gestärkt wurde. Auch Woolwich war ganz der Meinung des Hirten und sprach sich mit allem Feuer gegen die Trunkenheit aus.

Dieses Laster herrscht nicht nur unter bejahrten Leuten, sondern gar zu oft unter Jünglingen. Es ist ein trauriger Anblick, wenn man solchen jungen Säufern begegnet, die man eher junge Greise nennen dürfte; denn die Trunkenheit schwächt die Nerven, zerstört mehr oder minder das Denkvermögen, verhindert die Verdauung und führt eher oder später dem Grabe zu. Daß dieses Laster besonders auch auf Hochschulen herrsche, ist eine bekannte, aber traurige Erscheinung.

„Hätte mir Gott einen Sohn verliehen, der sich einst einem Stande widmen wollte, zu dessen Erreichung er die Universität besuchen müßte, ich würde zittern für ihn, für seinen Leib, wie für seine Seele, denn in allen Städten mit höheren Schulen, die ich seit zwei Jahren bereist habe, machte ich die mich so tief betrübende Bemerkung, wie viele der edelsten Jünglinge die Trinksucht als rettungslose Opfer an sich gerissen hat."

— „Auch ich habe einen Sohn, der studirt, — sprach Hellwig, — von dem ich aber nicht befürchten darf, daß er je dem Trunke sich ergeben werde, denn

unser Herr Pfarrer, der in Augsburg, wo mein Konrad in der vierten Klasse ist, einen Bruder beim Bauwesen hat, bekommt von diesem öfters Briefe, worin mein Sohn, wegen seiner musterhaften Aufführung, seines Fleißes, seiner Gottesfurcht und besonders wegen seiner Enthaltsamkeit von allen schädlichen Vergnügungen und wegen seiner Nüchternheit belobt wird. Ja, ja, das macht mich freilich so zufrieden, so glücklich, daß ich nicht mit einem reichen Ammerbauer*) tauschen würde, so arm ich bin, — aber, — o mein lieber Konrad, was wird jetzt aus dir werden?" — Thränen entstürzten den Augen des Greises, die tiefste Betrübniß verriethen seine Züge.

Mit der liebevollsten Theilnahme forderte Woolwich den Hirten auf, ihm sein Anliegen zu eröffnen, seinen Kummer, die Veranlassung seiner Trauer offenherzig mitzutheilen. Nach längerem Schweigen, dem herben Schmerze sich gewaltsam entreißend, sprach der Greis: „Ich muß Euch, gnädiger Herr, mein schweres Anliegen umständlich offenbar machen. — Von den vielen Kindern, womit Gott meinen nun zwei und vierzigjährigen Ehestand gesegnet hat, leben noch sieben, vier Mädel und drei Buben. Zwei von meinen Töchtern dienen in unserm Dorfe bei geringem Liedlohn und schlechter Kost, denn ihre Dienstherrschaft ist selbst in fast dürftigen Umständen; die beiden jüngern stehen der Mutter bei, die oft wochenlang wegen Gichtleiden

*) In Bayern Benennung desjenigen Bauern in einem Dorfe, der darin die größte Besitzung an Feldern, Wiesen und Waldung hat.

ihr Bett, das aber nur aus einem Strohsack und einem Strohkissen besteht, nicht verlassen kann. Sie halten die Hütte reinlich, füttern und melken die Geise, holen Dürrholz aus dem Walde, kochen die Suppe, und nähen, stricken und spinnen für andere Leute, um so viel zu erwerben, daß sie sich kleiden, und, wenn auch ärmlich, doch anständig in der Kirche erscheinen können. — Von den zwei Knaben, die zu Hause sind, dient der eine auf dem Schlosse zu Offenstetten als Stallbub, der andere geht mir zur Hand. — Mit gutem Gewissen kann ich sagen, — und auch Gott dafür nicht genug danken, — daß meine Kinder das vierte Gebot fest im Herzen und immer vor Augen haben. Sie beten gerne und mit wahrer Andacht, sind gesittet, friedfertig, keine Tuckmäuser, sondern oft gar zu lustig, dabei gehorsam, schnell auf den ersten Wink, willig und ohne Murren, in allen Dingen, in harten wie in leichten. Sie wissen, daß Gott den frommen, fleißigen, ihre Eltern ehrenden Kindern ein langes, glückliches Leben verheißen hat."

„Mein ältester, der Konrad, hat schon in seiner Kindheit einen gar fähigen Kopf gezeigt; vom A B C an war er unter seinen Mitschülern weit voran der erste, und unser Herr Pfarrer, der ein herzlicher und wohlthätiger Kinderfreund ist, hat den Konrad so lieb gewonnen, daß er ihn als achtjährigen Buben ganz zu sich nahm, ernährte, kleidete und unterrichtete."

„Nach fünf Jahren ließ er mich eines Tages zu sich rufen und sagte mit seiner freundlichen Gutherzigkeit, die ihn allen Leuten gar so lieb macht: „„Dein Konrad ist nun durch meinen Unterricht und Gottes

Beistand im Lernen so weit fortgeschritten, daß er stündlich die lateinische Schule besuchen kann. Aber da hat es einen Knoten. Du bist zu arm, um ihn nur im geringsten zu unterstützen, und das, was ich jährlich zu geben vermag, reicht lange nicht hin zum Ankauf der nöthigen Bücher, zum Bestreiten der Wohnung, Kost und Kleidung. Hast Du, lieber Kaspar, keinen Anverwandten, von dem Du eine Unterstützung Deines Konrad's erwarten könntest?"" — Da fiel mir bei, daß der Herr Beneficiat Anton Reelmayer in Kriegshaber bei Augsburg ein naher Vetter meines Weibes, und, wie sie mir oft gesagt, ein herzensguter Mann sei. Sogleich schrieb der Herr Pfarrer an ihn, und schon nach neun Tagen kam die Antwort: Konrad soll nur gleich zu ihm kommen, wo er denn in Augsburg studieren könne und in Nichts Mangel leiden werde. Dem Briefe waren für meinen Buben 25 fl. beigelegt, theils als Reisegeld, theils zur Anschaffung einer anständigen Kleidung."

„Es sind nun bald fünf Jahre, daß mein Konrad in Augsburg studiert. Jeder Brief vom Herrn Vetter, wie auch vom Bruder unsers Herrn Pfarrers, dessen Söhnlein mein Konrad im Lateinischen unterrichtet, konnte bisher seinen Fleiß, seine gesittete Aufführung und seine Gottesfurcht nicht genug rühmen. Da kam Anfangs voriger Woche die Trauerbotschaft, daß der Herr Beneficiat Reelmayer am Schlagflusse plötzlich gestorben sei, — ohne Hinterlassung eines Testaments, worin mein Konrad gewiß sehr reichlich bedacht worden wäre. — Ferners lautete die Botschaft: „Am Tage des Begräbnisses des Herrn Reelmayers sei dessen

Schwester, die Ehefrau eines Handelsmannes in Günzburg, mit Extrapost angekommen, habe, da sich kein Testament vorgefunden, die ganze Hinterlassenschaft ihres Bruders an sich genommen, und meinen Konrad aus dem Hause gewiesen, ihm jedoch auf dringendes Zureden seines Herrn Professors, dessen Liebling er ist, so viel an Geld gegeben, daß er bis zu Ostern dieses Jahres davon leben kann."

„Aber was soll von da an geschehen? — Konrad ist schon so weit, daß er nur mehr zwei Schuljahre zu den geistlichen Studien hat, aber nicht die Mittel, um dazu zu gelangen. Wie mir unser Herr Pfarrer gesagt, sind in Augsburg so viele Studenten aus der Stadt selbst und aus dem Schwabenlande, daß ein fremder gar nicht daran denken darf, so viele Kosttäge und Instructionen zu bekommen, um sich fortbringen zu können. — Mein Konrad geht in das sechzehnte Jahr, ist daher zu alt, um noch eine Profession zu erlernen, auch sagt der Herr Pfarrer, es wäre Schade, wenn er sein Studieren nicht vollbringe, da sein Wissen wie sein Betragen erwarten lassen, daß er einst ein ausgezeichneter Priester oder ein recht tüchtiger Beamte werde. — Da weiß ich mir nun nicht zu rathen, noch weniger zu helfen. — Glaubt mir, gnädiger Herr, daß ich gar nicht denke, jemals schlaflose Nächte gehabt zu haben, wenn mich nicht gerade der liebe Gott mit einem Gebreste heimgesucht hat; aber seit diese Trauerbotschaft von Augsburg gekommen ist, sind die meisten Nächte hingegangen, ohne daß ich ein Auge geschlossen habe. Ich meine oft, das Herz im Leibe breche mir vor Kummer und Sorge."

„Gib Dich zufrieden, alter Kaspar, tröstete Woolwich den Betrübten. Ich habe während Deiner Rede den Namen Deines Sohnes in mein Merkbüchlein geschrieben; längstens binnen acht Tagen treffe ich in Augsburg ein, und finde ich ihn, wie Du von ihm gesagt, als einen fleißigen, gutgesitteten, tugendhaften und frommen Jüngling, dann soll er, ohne die geringste Nahrungssorge, seine Studien vollenden und einen Stand wählen, zu dem er eine vorherrschende Neigung hat. — Stets werde ich ihm als väterlicher Freund zur Seite seyn."

Da schluchzte der Greis — es war das Weinen, die Ergießung einer namenlosen Freude; er hob die zitternden Arme zum Himmel empor; und schneller, als der Baronet es verhindern konnte, hatte er sich vor dem Wohlthäter seines nun geretteten Sohnes niedergeworfen und bedeckte dessen Hände mit innigen Küssen, mit strömenden Thränen.

Drittes Kapitel.

Des Hirten Heimkehr.

Aus den kleinen Fenstern, über die Zäune des Dörfleins Hardt glotzten viele Augen, und die Leute, die so neugierig und so verwundert guckten, Alt und Jung, konnten sich nicht erklären, wie es komme, daß Kaspar Hellwig, ihr Viehhirte, der ärmste Mann des Dörfleins, daherfahre in einem rückwärts und vorne hochbepackten Korbwagen, bespannt mit zwei stattlichen

Rappen, und gleichsam verjüngt, so freundlich nickend, und doch fast vornehm herabsehe von dem hohen Sitze des schönen Gefährtes, welches man als das Fuhrwerk des dortigen Strasserbräuers erkannte.

Waren die guten Leute von Erstaunen über eine solche, all ihr Begriffsvermögen übersteigende Erscheinung bis zur Wortlosigkeit verblüfft, so ging die Verwunderung der Bewohner der Hirtenhütte über das Ankommen des Hausvaters in einem stattlichen Fuhrwerke mit glänzend geschirrtem Gespanne, über das, was von ihm mitgebracht und nun abgepackt wurde, gleichsam in eine Erstarrung über. Ein Paar hoch sich blähende Betten, Kleidung für Kaspar und sein Weib, für die Buben und Mädel, Leinwand zu Hemden, Stiefel und Schuhe, Schinken, Speck und Würste, Mehl, Eier, Schmalz und Hülsenfrüchte in solcher Menge, daß dafür fast kein Platz war in dem Hirtenhäuslein, dazu noch ein Fäßchen Bier, mehrere Flaschen Wein und eine Rolle mit fünfzig Kronenthalern hatte Vater Hellwig nach Hause gebracht. Mutter und Kinder schleppten den für sie fürstlichen Reichthum mit freudezitternden Händen in die Hütte, unter Lachen und Weinen, Kaspar half geschäftig mit, aber oft die naßen Augen zum Himmel emporhebend, und die stumme Lippe sagte: „Vater im Himmel, bin ich auch so vieler Wohlthaten würdig?“

Das Fäßchen ward angezapft, auf daß ein Glas Bier die Mutter und Kinder erquicke, — denn der Wein war nur für den Fall einer Krankheit bestimmt — und schon hatten sich Alle an den alten, wurmstichigen Tisch gesetzt, brennend vor Neugierde, vom Va-

ter zu hören, wie es ihm ergangen, wie er zu solchen Schätzen gekommen, da stand dieser schnell von seinem Sitze auf, denn ihm war beigefallen, daß, wenige Augenblicke vor seiner Abfahrt aus Mainburg, ihm der fremde Herr ein wohl versiegeltes, mit Bindfaden umschlungenes Päckchen und dazu den Auftrag gegeben habe, selbes sogleich nach seiner Ankunft in Hardt dem Herrn Pfarrer von Biburg — wo das Dörflein Hardt eingepfarrt gewesen, — zu überbringen. — Hellwig war der verlässige Mann, der jederzeit einen ihm gegebenen Auftrag schnell und pünktlich erfüllte. Er ließ sein Weib, seine Kinder, so lieb er sie auch hatte, in unbefriedigter Neugierde, in Entbehrung des so seltnen, desto mehr ersehnten Labetrunkes, — denn ohne Beiseyn des Vaters hätte sich Keines auch nur einen Tropfen davon erlaubt — stülpte den vergriffenen Hut auf den Kopf, griff nach dem Stachelstock und wanderte rüstigen Schrittes dem eine starke Viertelstunde entlegenen Pfarrdorfe zu.

Eine Stunde war vorübergegangen, und Vater Hellwig kam noch immer nicht. Mutter und Kinder liefen oft an das kleine Fensterlein, oft vor die Hausthüre. „Der Vater kommt, — rief plötzlich die Mutter, — aber um Gottes Willen, — setzte sie erbleichend und vor Angst zitternd bei, — der Pfarrknecht führt ihn am Arme, — er wankt, sein Gesicht ist blaß, mir kommt vor, als sei er krank zum Umsinken." — Bis in den Tod erschrocken stürzten Alle aus dem Häuslein. — Da standen sie still, als wäre ihr Fuß in die Erde gewurzelt, und starrten sprachlos dem Kommenden entgegen. Da erhob der Vater das blasse Gesicht;

freundlich, aber matt lächelte er den Seinigen zu, und der Knecht rief unter treuherzigem, aber rohem Gelächter den Staunenden entgegen: „Seid unbesorgt, Kaspar ist gesünder, wie wir alle; der Herr Pfarrer hat gefehlt, daß er ihm die freudige Botschaft nicht eingetröpfelt, sondern gleich mit Löffeln eingegossen hat. Das hat ihm die Farbe vom Gesicht gewischt und die alten Knochen morsch gemacht. Vielleicht geht es Euch gerade so, wenn Kaspar die Botschaft auskramt. Ihr sollt ihm von dem mitgebrachten Weine ein Paar Gläser voll geben, dann ruhen lassen, bis er wieder kräftig ist, hat der Herr Pfarrer gesagt. Was passirt ist, das soll Kaspar selbst Euch sagen; ich will ihm die Freude nicht verderben."

Vater Hellwig wurde von Weib und Kindern in das Häuslein mehr getragen, als geführt; schnell hatten ihm die Töchter aus den mitgebrachten Bettkissen einen weichen Sitz bereitet. Noch sprachlos, aber mit immer mehr sich erheiternden Zügen und röthenden Wangen blickte er umher, schlürfte ein Glas Wein aus und war schon einige Augenblicke darauf in tiefen Schlummer versunken.

Was war dem Greise geschehen?

Nicht die bitterste Noth, nicht die Gewalt des oft erduldeten Hungers waren je im Stande gewesen, des armen Mannes Kraft zu lähmen; eine zu große, zu überraschende Freude hatte es vermocht.

Das Päckchen, welches der Baronet Woolwich an den Pfarrer geschickt hatte, enthielt in Banknoten die Summe von 3000 fl. und die Bitte, dieses Geld als Eigenthum des Hirten Kaspar Hellwig sicher auszu-

leihen, und gerichtlich festsetzen zu lassen, daß Hellwig und dessen Eheweib bis zu ihrem Tod die Zinsen genießen, nach deren Absterben aber fragliches Kapital von 3000 fl. den Kindern zu gleichen Theilen anheimfalle, jedoch nur den beiden Söhnen und den vier Töchtern, da Woolwich für Konrad eigens sorge.

So hatte der Pfarrhofknecht der Mutter und den Kindern in breiter Weitschweifigkeit erzählt und die Wahrheit seiner Aussage feierlich verbürgt, als Augen- und Ohrenzeuge: da er gerade, als sein Herr den Brief gelesen und dem Hirten die erfreuliche Nachricht verkündigt habe, in der Gesindestube, wo dieses geschehen, mit Ausbesserung eines Pferdgeschirres beschäftigt gewesen sei.

Noch hatte der Knecht seine Erzählung nicht geendet, und schon lag Margareth, von ihren Kindern umgeben, auf den Knieen, um Gott zu danken und ihn zu preisen, — aber nicht mit lauter Stimme, sondern in stiller, glühender Andacht, denn die Freude hatte den Mund sprachlos, das Innerste des Herzens aber desto sprechender gemacht.

Viertes Kapitel.

Konrad Hellwig.

Wohlthätigkeit ist eine der edelsten Tugenden, und Wohlthun eine der lohnendsten Handlungen; Geben ist süßer als Nehmen, — denn wer gibt, hat den stillen, erquickenden Genuß des Bewußtseyns, irgend ein klei-

neres oder größeres Glück befördert, irgend ein Herz sich verbindlich gemacht zu haben.

Die Folge dieser wahren, ungeschminkten Erzählung wird uns klar machen, daß die Wohlthaten, welche der Baronet Woolwich an Konrad Hellwig, dem Hirtensohne, zu allen Zeiten geübt, mit Weisheit, mit Edelmuth gespendet wurden.

Wenige Stunden nach seiner Ankunft in Augsburg ging der Baronet zu Herrn Prunold, dem Professor der Klasse, die Konrad Hellwig besuchte, und erkundigte sich nach dessen Fortschritten in den Wissenschaften, nach seinem sittlichen und religiösen Wandel. Der Professor konnte Hellwigs Fähigkeit und Fleiß, gebildetes Benehmen und unbefleckten Wandel im Vereine mit strenger Religiosität, nicht genug rühmen, sprach aber auch mit dem vollen Gefühle der Theilnahme sein Bedauern aus, daß Hellwig durch den Tod seines Wohlthäters jeder Unterstützung beraubt, gezwungen sei, den Studien zu entsagen, und sich vielleicht einem Berufe hinzugeben, zu dem er keine Neigung habe und dadurch sein ganzes künftiges Leben ein freudenloses werde. — Woolwich erzählte dem Professor die Begebenheit mit der Brieftasche, und als er ihm das feierliche Versprechen gegeben, von dieser Stunde an für den Studenten Konrad Hellwig wie für seinen leiblichen Sohn zu sorgen, war Prunold, der herzliche Jugendfreund, so gerührt und erfreut, daß er den Wohlthäter seines Lieblings mit nassen Augen umarmte; der gemüthvolle Mann war von einem so dankbaren Gefühle durchdrungen, als wäre ihm selber ein großes Gut geworden.

Die Schwester des Professors, eine ehrwürdige Wittwe, die des theuern Bruders kleinen Haushalt mit wirthlicher Kenntniß besorgte, den oft Kränkelnden mit aufmerksamer Sorgfalt pflegte, trat in diesem Augenblicke ein und meldete, daß der Student Hellwig im Vorzimmer sei, um das versprochene Buch zu holen. Der Bruder bat sie, den Studenten eintreten zu lassen, und während sie dieses that, flüsterte Woolwich dem Professor die Bitte zu, von seiner Bekanntschaft mit Konrads Vater und seiner Theilnahme an dem Sohne noch nichts zu erwähnen.

Der Student Hellwig trat mit einer ehrerbietigen, jedoch keineswegs kriechenden Verbeugung in das Gemach. —

„Mit Recht wird die Jugend als das Blüthenalter des Lebens bezeichnet. Wie die Blüthe in der Pflanze das Vollendetste in der äußern Darstellung ist, so ist auch in dem Jugendleben, bei gleichmässiger ungehemmter Entwicklung, Alles zur Schau gelegt, was im Verein dem Leben einen höhern Charakter gibt. Nur das Jugendleben ist ein volles Leben, das dem, der es tugendhaft und gottesfürchtig durchlebt, die reinsten Genüsse spendet. Die Jugendzeit umblühet den Menschen als die glücklichste Periode des Lebens. — Die Rückerinnerung an eine fröhlich und munter, aber auch schuldlos und unter Benützung der regen Lebenskräfte zur Vorbildung für das ernstere und spätere Leben nützlich zugebrachte Jugend gehört auch noch in den spätesten Jahren zu den erfreulichsten des Lebens."

Dieser schönen und durch die Erfahrung bewährten Stelle aus den Werken eines trefflichen Schrift-

stellers gedachte der Baronet in lebhafter Erinnerung, als der Student Hellwig, von ihm scharf in's Auge gefaßt, vor seinem Professor stand.

Woolwichs Herz erfreute sich in süßer Ahnung, schon jetzt in diesem Jünglinge den künftigen Sieger unter dem gottgesegneten Paniere der Tugend und Religion zu sehen, denn dieses seelenvolle und doch so fromm und demüthig blickende Auge, diese frisch blühende Rose reiner Unschuld auf den Wangen des schöngeformten Gesichtes, diese kräftige Gestalt, in edler Haltung sich erhebend, die klangreiche Stimme, die Rede, bescheiden, vieles Wissen, tiefen religiösen Sinn verrathend, — bezeichneten ihm den jungen Hellwig als einen Jüngling, der, ein Bild des unentweihten Herzens, der hehren Sittlichkeit, des erfolgreichen Fleißes, zu den schönsten Hoffnungen berechtige.

Der frühere Entschluß des Baronets, den Sohn des alten Hirten so zu unterstützen, daß er seine Studien zu vollenden und zum künftigen Staatsdiener mit unbeschränkter Standeswahl sich vorbilden könne, wurde durch eine längere Unterredung mit Konrad, worin er dessen Herz und Kopf streng prüfte, nicht nur auf's Kräftigste befestigte, sondern so gesteigert, daß er sich im Stillen gelobte, den jungen Hellwig — wandle er so fort und fort auf der Bahn des Guten, wie er jetzt auf ihr schreite — einst an Kindesstatt anzunehmen und zu seinem Erben zu ernennen, — ein Werk der Großmuth und Wohlthätigkeit, worin der Baronet, ein kinderloser Wittwer, durch keine Pflichten gegen Anverwandte gehindert war, da er deren nur wenige

hatte, und diese zu den reichsten Gutsbesitzern in England und Irland gehörten.

Von diesem Tage an bekamen Konrads Verhältnisse eine Umgestaltung, die eben so weise und zweckmässig, als gegen seine bisherige glänzend eingerichtet war. — Auf Woolwichs Ansuchen, noch mehr von eigner Liebe zu Konrad dazu bestimmt, nahm der Professor Prunold den hoffnungsvollen Jüngling in seine Wohnung, wo er ein freundliches, geschmackvoll eingerichtetes Zimmer bekam und mit dem Professor und dessen Schwester gemeinschaftlich zu Mittag und Abend aß. — Dafür, denn für Bücher und Kleider, für die Lehrer, von denen Konrad in der französischen und englischen Sprache, auf der Flöte, im Zeichnen, und in gymnastischen Uebungen unterrichtet werden sollte, übergab der Baronet dem Professor eine Summe im blanken Golde, welche die treffenden Zahlungen weit überstieg, mit dem Vorbehalt, daß der am Schluße des Jahres sich entziffernde Vorschuß unter dürftigen, einer Unterstützung würdigen Studenten in Augsburg nach dem Maaßstabe ihres Fleißes und Wandels gewissenhaft vertheilt werde.

Der Baronet fühlte sich von seinem frommen, fleißigen Pflegsohne so angezogen, daß er sein Vorhaben, den Spätherbst und Winter in München hinzubringen, aufgab und zu Augsburg in dem — damals schon sehr berühmten — Gasthause zu den „drei Mohren" — sich für mehrere Monate einmiethete. Freund eines zurückgezogenen Lebens, Theater, Kaffeehäuser, öffentliche Vergnügungsorte fast nie besuchend, widmete er die Tageszeit einem, größtentheils stundenlangen Gange

im Freien, dem Besuche der Kirche, der Werkstätten berühmter Künstler, dem Lesen nützlicher Bücher, und die Abende der traulichen Unterhaltung mit dem Professor und dessen Schwester, einem in jeder Beziehung höchst achtungswerthen Geschwisterpaare, mit dem sich Woolwich an Geist und Herz bald auf's innigste verwandt fühlte.

So waren dem edlen Manne mehrere Wochen im Genusse des angenehmsten Lebens dahingegangen, als er durch die englische Gesandtschaft in München einen Brief aus London erhielt, der ihn schleunigst dahin abrief. —

Die Augenblicke des Scheidens von seinen Lieben gehörten zu den bittersten Wermuthstropfen, die Woolwich bis zu dieser Stunde aus seinem Lebenskelche geschlürft hatte.

Fünftes Kapitel.

Die Standeswahl.

Am Schlusse des Studienjahres vor Konrads Uebergang auf die Universität zu Ingolstadt erhielt er von seinem Pflegevater ein Schreiben, das ihn nach London berief, um da die Ferien hinzubringen. Dem Briefe war zur Bestreitung der Reisekosten ein reicher Wechsel, zahlbar von dem Banquier Carli in Augsburg, beigefügt.

Seinem zweiten Vater ein gehorsamer Sohn, fuhr Konrad gleich am Tage nach erhaltener Zuschrift von

Augsburg ab, konnte aber seinem Herzen das seit Jahren ersehnte Fest nicht versagen, Eltern und Geschwister wieder zu sehen und sie an sein in der heißesten Liebe für sie schlagendes Herz zu drücken. Von dem bedeutenden Taschengelde, welches ihm sein großmüthiger Pflegevater ausgesprochen, hatte er, ohne eines schmutzigen Geizes sich schuldig gemacht, ohne einem Dürftigen eine milde Gabe versagt zu haben, durch weise Sparsamkeit, durch Enthaltung von jeder unnützen Ausgabe, ein hübsches Sümmchen zurückgelegt. Dieses seinen Eltern zu geben, wäre überflüssig gewesen, da sie die großmüthige Dankbarkeit des Baronets in eine sorgenlose Lage versetzt hatte. Um aber seiner kindlichen und brüderlichen Liebe eine süsse Stunde zu bereiten, kaufte er für Eltern und Geschwisterte verschiedene Geschenke, die ihnen nützlich und dabei sehr angenehm seyn können.

Am frischgeschnittenen Haselstabe, ein ärmliches Bündlein auf den schwachen Schultern war der Knabe Konrad aus dem Dörflein Hardt nach Augsburg gewandert; in einer mit Postpferden bespannten Chaise, einem vollen Koffer auf dem Spitzbrette, ein schöner, lebensfrischer Jüngling, fuhr er in seinem Geburtsorte ein. Aber da trat er auch nicht mehr über die ärmliche Schwelle der Hirtenhütte, über die er als Knabe in die Welt hinausgeschritten war; sein Wagen hielt in Mitte des Dörfleins Hardt vor einem hübschen, wohlgebauten Hause, dem vorigen Besitzthume des abgehausten Tischlermeisters, welches der alte Hellwig von dem Geschenke des Baronets in der Versteigerung um mäßigen Preis erstanden, dazu Feldgründe, auch

das benöthigte Gespann gekauft und seinem ältern Sohne zur Bewirthschaftung übertragen hatte, damit er und sein gutes Weib ihre alten Tage in sorgenloser Ruhe hinbringen könnten.

Dankbarkeit ist eine sittliche Gesinnung, daher Pflicht, besonders gegen Lehrer. — Diese Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen gegen seinen frühern Lehrer, den Wohlthäter seines Gemüthes, den Erleuchter seines Verstandes, für den weisen, gemüthvollen Mann, der seinen Eifer so oft entzündet hatte für Alles, was gut und gerecht, schön und nützlich ist, — war Konrads erstes Geschäft, nachdem er sich des frohen Wiedersehens seiner Eltern und Geschwister erfreut hatte. — Ohne sich die geringste Ruhe zu erlauben, eilte er zu dem Herrn Pfarrer in Biburg, von welchem er beinahe den allerersten Unterricht empfangen, seinen Besuch zu machen und ihm auf's innigste zu danken für die leiblichen und geistigen Wohlthaten, die er von diesem würdigen Priester empfangen, und so ihn zu erfreuen durch die Zeugnisse seines ausgezeichneten Fortganges und seines eben so sittlichen und religiösen Wandels.

Nach einem Aufenthalte von drei Tagen setzte er seine Reise nach London fort, begleitet von dem Segen, von den besten Wünschen, von den Thränen der Seinigen, selbst in Thränen zerfließend.

Unter Gottes Schutz kam Konrad ungefährdet in London bei seinem Pflegevater an. — Keine Feder vermag die Wonne dieses von Konrad so heiß ersehnten Wiedersehens treffend zu schildern.

Es war in der zweiten Woche nach Konrads Ankunft in London, als der Baronet eines Abends mit Konrad nach Gravesend, einem Marktflecken in der Nähe von London, fuhr, wo er ein sehr schönes Landhaus mit einem umfangreichen, von zahmem Rothwilde belebten Park hatte. — Nachdem sie einige Erfrischungen genossen hatten, führte Woolwich seinen Pflegsohn — unter diesem empfehlenden Prädicat war Konrad vom Baronet dessen Freunden, wie auch der Dienerschaft des Hauses vorgestellt worden — auf einen im abgelegensten Theile des Parkes unter einer majestätischen Eiche errichteten Moossitz, ließ sich mit ihm auf selbem nieder und begann:

„Lieber Sohn, ich habe diesen Abend und diese einsame Stätte gewählt, um über einem auf's tiefste und wichtigste in dein Leben eingreifenden Gegenstand mit Vaterliebe zu dir zu sprechen. Dieser inhaltreiche Gegenstand ist die Wahl deines künftigen Standes, die Wahl der Lebensart und des Berufes, dem du dich zu widmen vielleicht schon gesonnen bist, oder erwählen wirst."

Wenige Wochen, und es erscheint der Tag, an welchem du nach Bayern zurückkehren sollst, um die Universität Ingolstadt zu besuchen. — Nicht auf den Besuch dieser Hochschule sollst du beschränkt seyn: welche der besten Hochschulen du besuchen willst, in jedem Lande nach deiner Wahl, — steht dir frei, und überall wird für deine Bedürfnisse und für die Mittel zum Genusse eines anständig-angemessenen Lebens von mir so gesorgt werden, daß dir noch genug übrig bleibt, um nach jeder Richtung hin wohlthätig

seyn zu können. — Hast du Lust, Priester, Arzt, Rechtsgelehrter, Oekonom oder Forstmann zu werden, so soll dir von meiner Seite keine Abneigung gegen deine Wahl irgend eines Standes, kein Hinderniß entgegen treten, denn frei muß der Jüngling seine künftige Bahn wählen, und nur weises Berathen ist die Pflicht des Vaters."

„Ungehemmt und unbeschränkt muß deine Wahl seyn, damit du nicht einst das Unglück hast, einem Leiden zu verfallen, in dem so Viele schmachten; dieses Leiden heißt Unzufriedenheit mit Stand, Lebensart und Beruf. — „Solch ein Leiden, — sagt mit tiefer Menschenkenntniß ein berühmter Jugendfreund, — wird gar Vielen von den Eltern aufgebürdet. Schon an der Wiege des Kindes entscheiden sie über dessen künftigen Beruf, ehe man noch wissen kann, ob das Kind, der Knabe, der Jüngling auch Anlage zu demselben hat. Es ist der Stolz, der Hochmuth des Vaters, der Mutter, deren Stimme hier vorherrscht und zur gebieterischen wird. Die Eltern wollen ihr Kind zur Verherrlichung der Familie höher emporsteigen sehen, wollen es eine glänzendere Rolle spielen lassen, als ihre eignen Eltern und Voreltern hatten. — So geht der Sohn des Taglöhners, ohne die Mittel zur künftigen Durchführung seines Standes zu haben, in die Lehre zum Künstler, der Sohn des Handwerkers, ohne hinlänglichen Reichthum, in die Geschäfte des Kaufmanns; so der Sohn des Landmannes und Bürgers, ohne hervorstechende Talente, auf die höhere Schule, um in den geistlichen oder gelehrten Stand einzutreten. Viel zu spät erst, wenn schon der beste Theil des Lebens unter

langen Vorbereitungen verloren gegangen ist, werden die Eltern ihres schädlichen Fehlgriffes gewahr, und die Reue schleicht dem unbesonnenen Stolze, dem verderblichen Hochmuthe nach.“

„Mein Sohn Konrad, es handelt sich in dieser wichtigen Stunde um deine Zukunft, um das Glück deines ganzen Lebens, um die Wahl deines Standes und Berufes. Mit Vaterliebe und Vatersorge beschwöre ich dich, ernstvoll zu erwägen, in welche Laufbahn du für deine ganze Lebenszeit eintreten willst, vorher aber Gott um Erleuchtung anzuflehen.“

„Dein Loos in dieser Welt
Sei stets, wie's Gott gefällt;
Den Schöpfer laß es wählen,
Dann kann es dir nicht fehlen,
Wenn du nach Ihm nur strebst,
In dem Beruf' du lebst.“

„Wohin, o Gott, dein Christ
Von dir berufen ist,
Da kann er deinen Willen
Zu deinem Ruhm erfüllen,
Auch selbst in seinen Leiden
Durch deine Kraft mit Freuden.“

Innig gerührt von so herzlicher Liebe drückte Konrad die Hand des Pflegevaters an seine bewegte Brust und sagte mit Ehrerbietung, aber im entschiedenen Tone: „Ich habe meinen künftigen Stand bereits gewählt und in der Ueberzeugung, daß du, theuerster Vater, mir zutraust, keine Wahl getroffen zu haben, ohne sie auf's reiflichste erwägt und überdacht, — ohne vorher meinen Schöpfer um Rath und Beistand in-

brünstig angefleht zu haben, hege ich die angenehme Hoffnung, daß du meine Wahl billigen wirst. Ich habe den Stand des Kriegers gewählt.

„Wie, — Soldat willst du werden?“ — fragte der Baronet, nicht ohne Befremdung.

„Ja, Vater, Soldat will ich werden, — sprach Konrad, — einem Stande will ich mich widmen, von dem die Sicherheit und das Bestehen des Staates in Zeiten der Gefahr abhängt, und dessen gediegenste Bildung der hauptsächlichste Gegenstand der Sorge der Könige und Volkshäupter aller Zeiten war.“

„Ich lese in deinem Auge eine Befremdung über meine Wahl, einen Aufflug von Mißbilligung derselben; — ich folge deinem Blicke, der hinstarrt auf eingeäscherte Dörfer, verwüstete Fluren, geraubte Heerden, hungernde, in Lumpen dahin wankende Familien, auf verstümmelte Mitmenschen, — schauderhafte Erzeugnisse des Krieges, der so Vielen die im Schweiße seines Angesichtes erworbene Habe entreißt, die alten, gewohnten Ordnungen zerstört, so manche irdische Bande zerreißt und so viel Schönes und Gutes vernichtet, das der Mensch mit Liebe gepflegt, mit regsam-fleißiger Hand für die Zukunft geschaffen hat.“

„Das sind die grauenvollen Schlagseiten des Krieges, des Soldatenstandes. Dürfen wir ihn deßwegen schon unbedingt verdammen? — Ein gerechter Kampf für König und Vaterland, für das Wohl unserer Zeitgenossen und Nachkommen bleibt ewig ruhmwürdig und edel. — O mein Vater, nie werde ich vergessen, was der so berühmte Prinz Eugen in einer seiner Schriften

über den Krieg gesagt. — Nach einer wahren, dem Leben entnommenen Darstellung der schauderhaften Uebel, die der Krieg erzeugt und die er in seinem Gefolge hat, — sagt Eugen: „„Der Krieg zerstört und vernichtet, aber durch Vernichtung und Zerstörung stärkt er die Herzen zur Verknüpfung edlerer Verhältnisse. Der Krieg erweckt die trägen, eigennützigen Bürger aus dem Schlafe der Bequemlichkeit und Eigensucht. Der Krieg ist gekommen, und Tausende fragen nach ihren Mitbürgern, Tausende geloben sich gegenseitig, in Noth und Tod zusammen zu halten, Tausende strömen herbei zum Schutze des Vaterlandes und dessen Ehre, Tausende segnen mit dankbarem Herzen die Fürsorge des Landesherrn, der Leid und Freude mit ihnen theilt und trägt. — Der ausgebrochene Krieg verbindet die Herzen, gleicht den Unterschied der Stände aus. Der Arme findet Hülfe beim Reichen, dieser Schutz durch den Armen. Das ganze Volk wird wieder eine einzige Bruderschaft, die einzige Familie eines geliebten Landesvaters. — Und wie in der Kriegsgefahr alle Bürgertugenden sich mit bewunderungswürdiger Macht entwickeln, um Vaterland und Mitmenschen zu retten, so erwacht in der Brust jedes Einzelnen mit frischer Kraft der Sinn für Christentugend, mit diesem Sinne die ungeheuchelte, tief empfundene Religiosität, welche weit entfernt ist von jedem schlaffen, äußerlichen Gewohnheitswerk. Es erhebt sich in jeder Brust ein stärkeres Vertrauen zu Gott, ein felsenfester Glaube an Tugend, Recht und himmlische Vorsehung, ein Glaube, der alle Waffenkünste besiegt und alle Erdenmacht und alle Feindeslist zuletzt zu Schanden macht.““ — So

sprach der berühmte Prinz Eugen, der als Feldherr so groß, als Mensch so edel und gottesfürchtig war."

„Und nun, mein Vater, hören wir die jauchzende Stimme der Herolde des Friedens, sehen wir die wehenden Fahnen der heimkehrenden Krieger. — Wie schlägt das Herz in stolzer Freude beim Anblicke so vieler Tausender, die zum Schutz ihres Fürsten, ihres Vaterlandes, ihrer Mitbürger fröhlich hinausgezogen sind auf das Feld des Kampfes und der Ehre! — Sie sind hinausgezogen, um muthvoll zu streiten, um die Ehre ihres Vaterlandes aufrecht zu erhalten, um zu bluten und zu sterben in der großartigsten Pflichterfüllung. — Mit Achtung und Liebe begrüßt die Rückkehrenden der Fürst, der Staatsbeamte, der Bürger, der Landmann."

„Und nun die Friedensfeier. — Die blutigen Kämpfe haben aufgehört; zurückgekehrt ist auf segenvollen Schwingen die Ruhe der Waffen, die Ruhe der Völker. Das goldne Wort des Friedens ist erklungen, und Väter und Mütter, Brüder und Schwestern heben die dankbaren Blicke zum Himmel empor, und Nationen jubeln im freudigsten Gefühle."

„Wem gebührt der Ruhm, wem die dankbare Anerkennung, seinem Fürsten und seinem Vaterlande die Ruhe, den Frieden gegeben zu haben? — Ist es nicht der Soldat, der diese Segnungen erkämpft hat?"

„Ich will deiner Neigung nicht hemmend oder gar versagend entgegentreten, erwiederte der Baronet, aber mein Wunsch wäre, daß du auf der hiesigen Universität, denn dazu bist du in der englischen Sprache schon fähig genug und wirst es täglich mehr werden, —

deine Studien vollendest, dann aber nicht dienen sollst; darunter verstehe ich, daß du dich um kein Amt, um keine Stelle bewirbst, und dadurch Einem, der sein ganzes Vermögen den Wissenschaften aufgeopfert hat, um in der Folge seinen durch ihn verarmten Eltern eine kräftige Stütze zu werden, den ersehnten, so nothwendigen Unterhalt zu entziehen. — Deine Studien sollen keinen andern Zweck haben, als Geist und Herz emporzubilden zu der Höhe, von welcher aus erst alles Schöne und Edle des Lebens erkannt und gefühlt wird. Nicht in einem Amte, wohl aber der Menschheit dienen sollst du mit allen Kräften, die Gott dir verliehen hat. Da, wo du lebst, sei es nun deine Heimath, sei es dieses oder ein anderes Land, — da sollst du schaffen und nützen, sollst deinen Mitmenschen als treuer Freund, als verständiger Rathgeber, den Wittwen und Waisen als Beschützer, Jedermann bei jeder Gelegenheit als Helfer dienen, wo man deines Rathes, deiner Hülfe bedarf. — Du sollst durch meinen Reichthum, durch meine Liebe zu dir die angenehme Lage genießen, keinem Menschen unterwürfig zu werden, nur Gott, deinem Gewissen und den Gesetzen zu gehorchen. Du sollst dein Feld bauen und deinen Kohl pflanzen in der Unabhängigkeit eines freien Mannes, dem seine Zeit nicht nach der Elle gemessen ist, sondern der darüber ungebunden verfügen darf, und der selbst damit hauszuhalten versteht."

„Das wäre mein Wunsch, — aber aus Liebe zu dir und nach dem bewährten Sprichworte: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich," — soll der deinige erfüllt werden. Welche Waffengattung wirst du wählen?"

„Ich trete keineswegs in den Militärverband, — sprach Konrad, — um den Paradesoldaten zu spielen, der sich nur in Prunk und Eitelkeit gefällt, den Dienst als eine lästige Nebensache betrachtet, und seine freien Stunden auf dem Billard, an öffentlichen Orten, bei Zechgelagen, am Spieltische und bei nächtlichen Schwärmereien vergeudet, ein Sklave des Abscheues vor reeller Beschäftigung, vor wirkender Thätigkeit auf guten Wegen. — Ich will lernen und nützen; daher ist mein Wunsch, in eines der Regimenter zu treten, welche die englisch-ostindische Handelsgesellschaft — brittisch-ostindische Kompagnieen — in Indien unterhält. — Schon lange nähre ich den heißen Wunsch, Indien, dieses schon in urältester Zeit, weit früher als Europa, hochgebildete Land, das schönste und reichste nicht nur von Asien, sondern von der ganzen Welt, — um die indische Nation kennen zu lernen, deren hohes Alterthum ihre Religion, ihre gut eingerichtete Staatsverfassung, ihre Sitten und Gebräuche, die erste Gewinnung und Benützung der Baumwolle, das erste Weben von seidenen Zeugen, ihren Jagdbetrieb, selbst ihre Spiele beurkunden, — auf's genaueste kennen zu lernen. Welche Fülle von Kenntnissen in der Länder- und Völkerkunde, in der Naturgeschichte, in der Benützung des Ackerbodens, der Waldung, in der Pflanzenkunde, meinem Lieblingsstudium, kann ich mir in diesem Lande des Ueberflußes an Produkten erwerben! — Und wie kann ich da nützen? — Der englische Soldat steht nicht auf einer hohen Stufe moralischer und geistiger Bildung; er verdient besonders den gegründeten Vorwurf rauher Schroffheit gegen andere Nationen; um wie herrischer

und gefühlloser ist er gegen die armen Landbewohner Indiens, die von den Britten in strenger Abhängigkeit gehalten werden, welche oft in drückende Härte ausartet, besonders in Gegenden, wo das Militär der Handelsgesellschaft über den Frieden der Indianer unter sich selbst, wie auch von angränzenden Stämmen her, über die Entrichtung der Abgaben, über die Leistung von Frohnen und anderer Dienste zu wachen hat. — Die mir untergebenen Soldaten menschlicher gegen das oft unmenschlich gedrückte Volk zu machen, und dieses gegen Willkühr und Tyrannei, so viel meine Kräfte gestatten, zu schützen, seine Sitten zu veredeln, es durch Wort und Beispiel für ein eifriges, standhaftes Wandeln auf dem Pfade der Sittlichkeit, des häuslichen und nachbarlichen Friedens, der Nächstenliebe zu gewinnen und daran zu fesseln, — das ist die wirkungsreiche, gottgefällige Aufgabe, deren umfangreiche Lösung mir in der Stunde, in welcher ich den Boden Indiens betrete, die heiligste Pflicht seyn soll. O mein lieber, guter Vater, ich werde nützen, denn als wahrer Christ bin ich ja verbunden, das Gute zu üben, wo es geschehen, wo die Kraft des Wortes und Beispieles auf den Mitmenschen machtvoll einwirken kann. Gott wird mich durchdringen, erwärmen und stärken, daß ich, von Nächstenliebe beseelt, überall in der Wahrheit meines Herzens hintrete, und das Gute und Nützliche zur Ehre meines Schöpfers, zum zeitlichen und ewigen Heile meiner Mitmenschen thue, wo ich es immer vermag. Ich will tugendhaft seyn, ohne mich davon durch den Hohn der Welt zurückscheuen zu lassen, ich will nützen, ohne auf einen Dank der Welt, ohne auf einen

Lohn von Menschenzungen und Menschenhänden zu rechnen. Standhaftigkeit in Widerwärtigkeiten, Besonnenheit in der Freude, Enthaltsamkeit im Genusse erlaubter Vergnügungen, Rastlosigkeit in Vollziehung aller meiner Berufspflichten, Ehrfurcht gegen die Gesetze und ihre Vollzieher, Liebe und Gefälligkeit im Umgange, und Gottvertrauen und Gottesfurcht sollten auf jedem meiner Schritte als treue Gefährten mir zur Seite seyn. — Das, mein edler, geliebter Vater, das gelobe ich in deine Hand."

„Ja, du wirst Wort halten, denn dein Herz ist unentweiht, und deine Seele ein Tempel der heiligsten Tugenden. — Stets werde ich dir ein Vater seyn, in treuer Liebe, wie noch kein Sohn geliebt wurde," sprach der Baronet in tiefer Rührung, und drückte den hochherzigen Jüngling an die von süßer Wonne, von edlem Stolze durchwallte Brust.

Der Baronet war eingegangen in den Wunsch seines Pflegesohnes, dem Militär sich zu widmen, doch machte er zur unerläßlichen Vorbedingung, daß Konrad zwei Jahre in London bleibe, um sich das dem Soldaten von höherer Bildung nöthige Wissen eigen zu machen, dann Reisen mache, nicht, um in einem besondern Fache, sondern um im Allgemeinen sich auszubilden.

Konrad fühlte sich durch Erreichung seines Wunsches so glücklich, daß er schon am Tage nach der gebilligten Wahl seines künftigen Standes mit regestem Eifer in seinen Pflegevater drang, in den Kriegswissenschaften ihm Unterricht ertheilen zu lassen. Woolwich, der liebende Pflegevater, der edelherzige Mann, scheute

keine Mühe, für seinen Pflegesohn die besten Lehrer aufzufinden, keine Ausgabe, ihnen einen reichlichen Ehrensold zu entrichten. Konrad wurde in allen wissenschaftlichen Zweigen des Kriegswesens, wie auch des Militärdienstes in der Garnison, im Reiten, Fechten, Zeichnen, Schwimmen, Turnen auf's gründlichste unterrichtet.

Bald herrschte unter Konrads Lehrern nur Eine Stimme, die der treuwahren Betheuerung, daß sie in ihm einen Schüler heranzubilden haben, dessen Ordnungsliebe und Bescheidenheit im Vereine mit heiterm, gefälligem Sinne, dessen Fleiß und Lernbegierde, sittliches Betragen und religiöse Gesinnungen ihre höchsten Erwartungen übertreffen.

Hochherziges und Großmüthiges hatte der Baronet an Konrad Hellwig, dem armen, ihm ganz fremden Hirtensohn gethan, von dem Augenblicke an, wo er als dessen hülfreicher Beschützer, als dessen liebevoller Pflegevater an die Seite des Hülfelosen getreten war, aber der edle Jüngling hatte auch in jeder der an der Seite seines Pflegevaters verlebten Stunden das Kapital väterlicher Liebe mit reichen Zinsen kindlicher Dankbarkeit vergolten.

Sechstes Kapitel.

London.

Seine freien Stunden benützte Konrad, wenn die Witterung es gestattete, London zu durchwandeln, um

mit dessen Merkwürdigkeiten sich bekannt zu machen. Herr Seemann, ein Deutscher aus der Gegend von Stettin, schon seit vielen Jahren in London wohnend, wo er sich als Geschichtsforscher einen bedeutenden Ruf und durch seine schriftstellerischen Arbeiten einiges für die Bedürfnisse des Mässigen genügendes Vermögen erworben hatte, war, nach des Baronets weise getroffener Wahl, Konrads unterrichtender Begleiter auf dessen Wanderungen durch London.

Bei diesen Wanderungen durch die Stadt und ihre nächste Umgebung nahmen Konrad und sein Begleiter Seemann ihren Heimweg eines Abends durch den St. Jamespark. Da der Abend so schön war, auch die Stunde zum Thee, wo Konrad von seinem Pflegevater erwartet wurde, noch ferne war, so benützte dieses Seemann, um Konrad eine kurze Beschreibung Londons mitzutheilen.

Wir geben hier, was Konrad über diese weltberühmte Stadt in seinem Notizbuche niedergeschrieben hat:

„London, die Hauptstadt des brittischen Reiches, des Königreiches England und der Grafschaft Middlesex am Einfluße der Serpentine in die Themse, zu beiden Seiten dieses Flusses (des befahrensten aller Flüsse der Erde, da in den Hafen zu London jährlich gegen 14,000 Schiffe einlaufen und für fast 70 Millionen Pfund Sterling *) Waaren an der Themse ein- und ausgeführt werden) die Residenz des Königs von Großbrittanien, ist aus drei Theilen gebildet, und zwar aus der City, — der eigentlichen Stadt, — aus West-

*) Nach unserm Gelde 11 fl. = ein Pfund Sterling.

münster und dem Flecken Southwark. — Den Vorstädten sind noch über 40 umfangreiche Dörfer einverleibt."

A. „Die City, der älteste Theil von London, der Mittelpunkt des Londoner Handels, am östlichen Ende der Stadt, am linken Ufer der Themse gelegen, zählt innerhalb und außerhalb der Mauern, dazu in ihren Vorstädten die enorme Anzahl von 68,155 Häusern mit ungefähr 540,000 Einwohnern. — Der Hafen ist so geräumig, daß er zur Fluthzeit die größten Schiffe aufnehmen kann und die herrlichsten Wasserbecken (Bassins), zur Erbauung neuer und zur Ausbesserung alter Schiffe mit wasserdichten Mauern umgeben, mit Schleussen versehen, reihen sich an große Magazine."

Auf schönen, mit Statuen, Blumengehegen und Springbrunnen geschmückten Plätzen zeichnen sich an Gebäuden aus:

1. die St. Paulskirche im Jahre 610 angelegt, wurde von 1675 bis 1710 im griechischen Styl neu erbaut, nach dem Muster der St. Peterskirche in Rom sich erhebend. — Ihr Erbauer hieß Wren. — Diese Kirche, 510 Fuß lang, 282 Fuß hoch, hat eine Kuppel mit einem 147 Fuß von Aussen enthaltenden Durchmesser, geschmückt mit einer vergoldeten Kuppel und einem riesig großen Kreuze. Vortreffliche Gemälde von nur ausgezeichneten Meistern, viele kunstvolle Bildsäulen und 23 Denkmäler der berühmtesten Engländer zieren das Innere der Kirche, deren Hauptschmuck des Erbauers Wren Denkmal ist. — Eine seltene Merkwürdigkeit ist die am Portale befindliche Uhr, vielleicht die größte aller Kirchen der Welt.

London hat eine eigene, von 60 Kanonen geschützte Festung, genannt der Tower, bewahrend die Reichskleinodien des Arsenals, die Land- und Seewaffen für ein Heer von 180,000 Mann, und zugleich Staatsgefängniß. In seinen unbrechbaren Gefängnissen schmachteten Anna Boleyn, dem König Heinrich VIII. von England heimlich angetraut und verschiedener Verbrechen beschuldigt, am 19. März 1586 in ihrem Kerker enthauptet; ferners Johann Gray, wegen ungerechter Annahme der Krone von England am 12. Januar 1554 im Tower mit dem Schwerte hingerichtet; auch die Prinzen Eduard und York, welche auf Befehl Richard III. — genannt der Buckliche, — 1484 von dem Kerkermeister in ihrem Bette erstickt wurden. — Der Tower bewahrt das Reichsarchiv, die Münze, den spanischen Waffensaal, die Ueberbleibsel der Armada — einst für unüberwindlich gehaltenen spanischen Flotte.

Unter den vielen, sehr merkwürdigen Gebäuden der City zeichnet sich vorzüglich Newgate, das große Criminalgefängniß, aus. Es ist unter den 15 Gefängnissen der Stadt London das älteste und der Verwahrungsort der schwersten Verbrecher, denen entweder lebenslängliche Kettenstrafe oder der Tod durch Henkershand gewiß ist. Alle die Kerker von Newgate, ohne Unterschied, sind unterirdische, größtentheils dunkle, dumpfe, verpestenden Gestank ausströmende Keuchen, in welchen die Verbrecher auf faulem Stroh liegen, das nur so auf den Pflasterboden hingestreut und im Jahre zwei Mal mit frischem vertauscht wird, und deren Ketten mit baumdicken Ringen an eingemauerte Steinblöcke befestigt sind.

B. Der zweite Theil der Stadt London, Westmünster, von der City westwärts und auch am linken Ufer der Themse gelegen, zählt in meist breiten, geraden und regelmässigen Strassen gegen 18,500 Häuser mit 165,000 Einwohnern. — In Westmünster hat der höhere Adel und die reichste, vornehmste Bürgerschaft ihren Sitz. — Was man Schönes und Elegantes in den Einrichtungen der Paläste, der palastähnlichen Häuser, der Kaufmannsgewölbe, dazu an Pracht und Luxus der Equipagen, der Lohnkutschen in ganz Europa nicht findet, vereint sich, das Auge blendend und die mannigfaltigste Abwechslung bietend, in der St. Jamesstrasse und in Nembondstreet; der Fremde, hat er auch die berühmtesten Städte von Europa bereist, glaubt sich hier in eine fremde Welt versetzt; sein Auge wird geblendet von den großartigsten Erscheinungen, von den selbst bis in's Kleine wunderbar schönen Herrlichkeiten.

Das Residenzschloß des Königs, — Kingshouse oder St. Jamespalast, — ein altes, unregelmässiges, unansehnliches Gebäude nach einem sonst auf dieser Stelle gestandenen Hospitale des heiligen Jakob benannt, wurde von Heinrich **VIII.** erbaut, gleich nach dem Brande von Whitehall, — zeichnet sich aus durch reizende Gartenanlagen und den St. Jamespark. Die öffentlichen Gärten in Westmünster sind gebildet aus kleinern und größeren Rasenplätzen, von Fahrtwegen und Kanälen durchschnitten, sind mit Bäumen bepflanzt, und für die Soldaten der Exerzierplatz, für die schöne Welt, für Besitzer von Equipagen und für Reiter, die hier ihre prachtvollen Kutschen und Pferde

zur Schau bringen wollen, der täglich gedrängtbesuchte Versammlungsplatz.

Außer der königlichen Paläste Kensington und Buckinghamhouse, geschmückt mit den seltensten Kunstwerken zählt Westmünster noch eine Menge der prachtvollsten Paläste, darunter das kolossale Whitehall, aus dessen Fenster im ersten Stockwerke der englische König Karl I., des Hochverraths angeklagt, am 30. Januar 1649 die kleine Brücke betrat, welche auf das gegenüber angebrachte Schaffot führte, wo er, ein Opfer der grausamsten Ungerechtigkeit, von einem vermummten Scharfrichter den tödtlichen Streich empfing.

Eine große, eine weltberühmte Merkwürdigkeit älterer Baukunst ist die Westmünsterabtei. Zu Anfang des 11. Jahrhunderts in Kreuzform gebaut — damals eine Klosterkirche — 390 Fuß lang, im Kreuze 195 Fuß, im Schiffe 72 Fuß breit, 100 Fuß hoch, ist sie der Krönungsort der Könige von England, wie auch deren Begräbnißstätte; in ihrer Gruft ruhen Maria Stuart und Königin Elisabeth, die unversöhnlichsten Feindinen, dicht neben einander, und zwischen den vielen Kapellen der Abtei, dem Kirchenschiff und dem herumlaufenden Gange, wie auch in den beiden Kreuzflügeln erheben sich in kollossaler Gestaltung die Denkmäler der größten Staatsmänner, Gelehrten und Helden Englands, wovon jedoch nur wenige hier ihre Ruhestätte haben.

Nicht minder wichtig als die Westmünsterabtei ist für den Geschichtsforscher und Alterthumskundigen die Westmünsterhalle, einen mit Nußbaumholz künstlich gewölbten Saal enthaltend, von solchem Raume, daß

König Richard I. von England (genannt Löwenherz) darin eines Tages 10,000 Gäste bewirthete, die alle an den Tafeln in bequemen Zwischenräumen saßen. — In der Westmünsterhalle hielten alle folgende Könige ihr Krönungsfest, und hier war es, wo Karl I. zum Tode verurtheilt wurde, wo noch jetzt die Pairs*) verhört werden.

Westmünster ist reich an ausgezeichneten Plätzen; die vorzüglichsten davon sind auch von Prachtgebäuden in länglichen Vierecken umschlossen.

C. Southwark, der dritte, die Stadt London bildende Stadttheil, liegt südlich, auf dem rechten Themseufer, in der Grafschaft Surey, welche eine eigne Hauptstadt — Guilfort — hat, ansehnlichen Handel und einen berühmten Reichthum an Getreide, Hopfen, Obst, Gemüse und vorzüglich guter Walkererde (zum Walken der Tücher gehörig) besitzt, und, die Vorstädte ungerechnet, 55,000 Einwohner zählt.

Wie die beiden andern Stadttheile — City und Westmünster — zeichnet sich auch Southwark vor den größten Städten Europas durch vorzüglich prachtvolle Plätze, Gebäude, reich ausgeschmückte Kaufläden, hohe, breite Fenster vom feinsten Spiegelglas, felsenfestes, wie Zimmerboden ebenes Straßenpflaster, breite, bequeme Trottoirs, hochragende Obelisken und Denkmäler, brillante Gast- und Kaffeehäuser aus.

In diesem Stadttheile erhebt sich aus einer Umgebung von Ruinen (ihrer geschichtlichen Merkwürdigkeit wegen noch immer mit Sorgfalt erhalten) der Lolardsthurm, das finstere, unheimlich anzuschauende Gefängniß der Wiklesianer.

*) Mitglied der ersten Kammer in Frankreich und England.

Aber noch merkwürdiger für die Gegenwart ist die in Southwark auf einem der freiesten und besuchtesten Plätze in kolossaler Ausdehnung emporragende Kingsbench — Gefängniß für säumige Schuldner, — welches an Umfang und bequemer, glänzender Einrichtung alle anderen derartigen Anstalten weit in Schatten stellt.

Die Stadt London hat 6 Brücken über die Themse, 502 Kirchen und sonstige Häuser für Gottesverehrung, ist in 185 Kirchspiele (Kirchsprengel) abgetheilt, besitzt 2140 milde Stiftungen, von welchen jährlich ungefähr 80—90,000 Personen ernährt und unterstützt werden, dann 4360 Unterrichtsanstalten, außer den zahlreichen Instituten, zur Beförderung der schönen Künste, 18 öffentliche Bibliotheken, einige botanische Gärten und zahlreiche Naturalien und Kunstsammlungen, 910 Buchhandlungen, 11 Theater und einen Handel, der eine unermeßliche Höhe erreicht hat. London hat jetzt an Ausdehnung (es zählt 2350000 Einwohner), Pracht und Reichthum eine so kolossale Größe erreicht, die alle Städte der Welt überragend, zur schwindelnden Höhe emporsteigt.

Dieses ist die gedrängte Uebersicht der weltberühmten Stadt — so schloß Konrads Begleiter seine erzählende Mittheilung, von dessen Industrie und Handel einer unserer berühmtesten Schriftsteller so treffend sagt:

„Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen —
An der Themse, auf dem Markt der Welt,
Tausend Schiffe landen an und gehen,
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott — das Geld."

Schiller.

Siebentes Kapitel.

Das Hotel american,

oder eine Londoner Wirthshausrechnung.

Schon am Morgen nach seiner Ankunft in London hatte Konrad die unangenehme Erfahrung gemacht, daß, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, diese Stadt ein sehr theures Pflaster habe. — Kaum hatte der Kutter (leichtes, schnell segelndes Schiff), auf welchem er im Hafen von London eingelaufen war, da angelegt, als das Fahrzeug von mehreren Booten umrungen war, und aus diesen viele, ärmlich gekleidete Männer von nicht empfehlendem Aeußern in den Kutter hinübersprangen, unaufgefordert die Kisten, Koffer, Mäntelsäcke der Reisenden auf ihre derben Schultern warfen und damit an's Ufer eilten. — Konrad, der diese Sitte einer geldgierigen, aber stets mit Redlichkeit verbundenen Dienstfertigkeit nicht kannte und den Verlust seines Gepäckes befürchtete, war nicht im Stande, diesem schnell genug zu folgen, da er von Mehreren in besserer Kleidung angedrängt wurde, deren Einer das schöne, feinhaarige Löwenhündchen, welches er dem Pflegevater zum Geschenke aus der Heimath mitgebracht hatte, ihm vom Arme nahm, der Andere seine Hand faßte, um ihn aus dem Gedränge zu führen, ein Dritter die Einkehr im Gasthofe zur Stadt Paris mit geläufig beredsamer Zunge empfahl, ein Vierter sich von ihm die Nummern, womit sein Gepäck bezeichnet war, angeben ließ, und diese mit einer wah-

ren Trompetenstimme den mit dem Gepäcke der in diesem Kutter angekommenen Fremden in der Ferne harrenden Lastträgern zurief, worauf sogleich zwei Männer mit Konrads Reisekoffer herbeirannten.

Endlich war ein freier Raum gewonnen, der Knäul einer sich kreuzenden und verschlingenden Menschenmenge entwirrt, das betäubende Geräusch einer mässigen Stille gewichen und Konrad in den Stand gesetzt, seinem zahlreichen Gefolge zu eröffnen, daß er nicht in einem Gasthofe, sondern im Hause des Baron Woolwich — Westmünster, Unionsstraße Nr. 3271 — seine Wohnung nehme. Sogleich eilten die beiden Träger mit dem Reisekoffer dahin, als wollten sie sich mit gestohlener Waare flüchten, und athemlos, ermattet bis zum Umsinken, hatte Konrad nach einem langen Kourierlaufe, bei dem die vier ungerufenen Begleiter ihm zur Seite trabten, das Haus seines Pflegevaters erreicht.

Aber das ersehnte Ziel des unlieb erzwungenen Eilmarsches war noch nicht erreicht. Konrad hatte dem Baronet den Tag seiner Ankunft um eine Woche später angegeben, als er in London eintreffen wollte, um seinen Pflegevater zu überraschen und dadurch zu erfreuen. Dieses nicht vermuthend, war der Baronet am Morgen des Tages, an welchem Konrad in London eintraf, nach Greenwich — einem schönen Flecken in der Nähe der Stadt — mit seinem Anwalt abgefahren zur Schlichtung eines wichtigen Geschäftes, und hatte seine Rückkunft auf den nächsten Mittag angekündigt. — Im Hause des Baronets war Niemand, als die alte Wirthschafterin mit einer Magd und einem

Diener; — ihr war kein Befehl zur Beherbergung eines Gastes gegeben, auch Konrad ihr völlig ein Fremdling; daher verweigerte sie dessen gastliche Aufnahme, und diese Weigerung war kaum ausgesprochen, als einer von Konrads Begleitern im befehlenden Tone rief: „nach dem amerikanischen Hotel!“ Auf dieses Kommando setzte sich sogleich wieder die ganze Caravane in einen flüchtigen Trab, und Konrad, lieb oder unlieb, mußte den Voraneilenden folgen.

Am Eingange eines jeden der ersten Gasthöfe von London erhebt sich eine Marmorsäule mit einer großen Glocke, womit der Angekommene oder dessen Begleiter ein Zeichen gibt, die Dienerschaft des Hauses herbeizurufen. Auf dieses von einem der unberufenen Begleiter Konrads gegebene Zeichen erschien der Oberkellner, musterte den unansehnlichen Fremden vom Scheitel bis zur Sohle mit hochmüthigen Blicken, zuckte verächtlich die Achsel und flüsterte dem Herrn des Hauses, der so eben herbeigetreten war, einige Worte zu: „Im amerikanischen Hotel werden nur Reisende aufgenommen, die mit Extrapost oder in eigner Equipage vorfahren“ — sprach dieser, mit einer Miene und in einem Tone, der die stumme Grobheit seines Kellners noch übertraf. Schweigend nahm Konrad ein Papier aus seiner Brieftasche und reichte es dem artigen Manne hin, — es war ein Creditbrief von 1000 Pfd. Sterling, für Konrad vom Baronet Woolwich an die ersten Handelshäuser von Europa ausgestellt. — Kaum hatte der Gastwirth das gewichtige Papier überblickt, als er, mit einem tiefen Bückling es zurückgebend, betheuerte: sein ganzes Haus stehe dem edlen Gentlemann (Edelmann,

Mann von Bildung) zur Verfügung, mit heftigem Risse die Anmeldglocke ertönen ließ und, an der Spitze der herbeigestürzten Dienerschaft, den gefeierten Gast in das obere Geschoß führte.

Konrads dienstbares Gefolge umgab ihn und der Ansehnlichste von ihnen forderte für die viele Mühe 1 Pfd Sterling, 18 Schillinge. Empört über eine so unverschämte Forderung für eine Dienstleistung von nicht 2 Stunden reichte ihm Konrad nach unserm Gelde 6 fl., mit der Versicherung, auch nicht einen Heller mehr zu bezahlen. Der Mann gab das Geld zurück und schritt mit den Uebrigen der Thüre zu. — Der Wirth flüsterte seinem Gaste den wohlgemeinten Rath zu, den Leuten zu geben, was sie gefordert, indem sie sonst beim Friedensrichter Klage stellen, der zwar ihre Forderung auf die Hälfte herabsetze, dagegen das Doppelte für Gerichtsgebühren anrechne, womit noch das Unangenehme verbunden sei, mehrere Stunden vor den Gerichtsschranken auf den richterlichen Bescheid harren zu müssen. — Konrad zahlte.

Mißmuthig über eine so gewissenlose Prellerei warf sich Konrad auf das Sopha und beschaute das Gemach. Aber sein Mißmuth verlor sich schnell in dem unbegrenzten Erstaunen über die Pracht seines Wohnzimmers. Mit solch feinem Geschmacke, mit so glänzendem Reichthume möchte wohl nicht das Gemach eines deutschen Fürsten ausgestattet seyn. — Die Vorhänge von schwerer Seide, die Tische und Geräthe von Ebenholz, von virginischer Cypresse, die Fensterscheiben vom feinsten Krystallglas, die Wände mit persischen Tapeten bekleidet, mit silbernen Armleuchtern geschmückt,

der gebohnte Fußboden, das Bett mit Pfühlen von Eiderdünen und der Atlasdecke, — die würdige Ruhestätte eines Königs, — solche verschwenderische Pracht blendete die Augen des an häusliche Reinlichkeit, an eine zweckmäßige, dabei einfach bequeme Einrichtung eines Wohnzimmers gewohnten Konrads, und ein langer, schwerer Athemzug entstieg seiner durch diesen Anblick beengten Brust bei dem Gedanken: wie viele dürftige Familien könnten mehrere Jahre hindurch genährt und gekleidet werden von diesem Aufwande für Wohlleben und Pracht, für Dinge, wodurch weder ein wirkliches Bedürfniß des Menschen befriedigt, noch etwas Nützliches bezweckt wird. — Am Abende aß er Fasanen, Seefische, Pudding auf silbernen Tellern, trank den geistigen Madeira aus einem Becher von Gold. — Zu Augsburg, im Hause des Professors, hatte ihm sein Eierkuchen auf dem Teller von Fayance, sein gutes Lagerbier aus einem Gefäße von böhmischem Glas ungleich besser geschmeckt, als im amerikanischen Hotel die ungewohnten Leckerbissen auf Silber, der duftende Rebensaft aus Gold.

Am folgenden Morgen, nachdem er an seinen unvergeßlichen Lehrer und Führer in Augsburg geschrieben und nun bereit war, in das Haus des Baronets überzugehen, forderte er seine Rechnung, die, so schön geschrieben, als wäre sie von Künstlerhand in Kupfer gestochen, auf einem vergoldeten Präsentirteller ihm gereicht wurde, folgenden Betrages:

Für Anmeldung	—	Pfd. 1	Schilling.
„ Abendessen	—	„ 5	„
„ 1 Flasche Madeira . . .	—	„ 6	„
„ 2 Tassen Thee	—	„ 3	„
„ 1 Blatt Briefpapier nebst Siegellack	—	„ 1	„
„ 2 Wachskerzen	—	„ 1	„
„ Bett	—	„ 2	„
„ Frühstück v. 2 Tassen Milchkaffee mit Brod	—	„ 3	„
„ dazu 3 gesottene Eier . . .	—	„ 1	„
„ Zimmer von Abends 10 Uhr bis des andern Morgens 10 Uhr	—	„ 6	„
„ Bedienung	—	„ 2	„
	1 Pfd.	11	Schillinge.

Nachdem Konrad die Rechnung bezahlt hatte, sagte der Aufwärter: „er erbitte sich für das Herauftragen der Speisen die gewöhnliche Honorirung à 1 Schilling. Ihm folgte mit einer nachläßigen Verbeugung und hochmüthigem Gepränge die Hausjungfer, welche das Bett gemacht, die Fenstergardinen herabgelassen, das Waschbecken besorgt hatte. An diesem Werktage geputzt und mit Prätiosen geschmückt, wie Konrad die Tochter eines hohen Beamten, eines reichen Kaufmanns in Augsburg nicht prächtiger gesehen hatte, forderte sie ohne Erröthen über ihre Unverschämtheit für so geringe Dienstleistung 3 Schillinge, dann der Lohnbediente für Abgabe des Briefes auf der Post 2 Schillinge, der Zimmerdiener für Reinigung des Anzuges 2 Schillinge, zwei Träger für das Hinbringen des

Gepäckes vom Gasthofe in das Haus des Baronets Woolwich 8 Schillinge.

Als Konrad, den Trägern folgend, aus dem Thore des Gasthofes treten wollte, und frei athmete, in der Hoffnung, nun endlich dieser geldgierigen Blutigel ledig zu seyn, machte ihm ein vornehm aussehender Mann eine tiefe Verbeugung, gab sich als den Redretair des in diesem Gasthofe bestehenden Lesevereins an und forderte dafür, daß er am verflossenen Abend in Konrads Gemach einige Zeitungen gebracht hatte, 2 Schillinge. Den Beschluß der Unverschämten machte ein junger Bursche, der für Futter, Wasser und Polster, womit er das Löwenhündchen versehen, 2 Schillinge begehrte und sich durch keine auch noch so ernste Verweigerung dieses an Frechheit grenzenden Begehrens abweisen ließ.

Von Abends 6 Uhr, seinem Eintritte in's amerikanische Gasthaus bis Morgens 10 Uhr, seinem Abgange, also für die ersten 16 Stunden seines Aufenthalts in London hatte Konrad eine Auslage gehabt von 4 Pfund 9 Schillinge, — nach unserm Gelde mehr denn 50 fl. betragend.

Seit diesem hatte Konrad für die Gasthöfe in London eine solche Scheue, daß er, führte ihn sein Weg an einem derselben vorüber, immer seine Schritte verdoppelte.

Von seinem freigebigen Pflegevater mit reichlichem Taschengelde versehen und von diesem selbst aufgefordert, von Zeit zu Zeit die Abende, in welchen die Witterung für einen Gang in's Freie zu ungünstig sei, in einem der besten Gasthöfe Londons hinzubringen, da selbe nur Leute von feinster Bildung, von strenger

Sittlichkeit besuchen, und ein junger Mensch im Kreise solch einer Gesellschaft in jeder Beziehung nur gewinnen könne, unterließ jedoch Konrad jeden Besuch eines Gasthofes, war auch die Witterung von so schlimmer Art, daß er mehrere sich folgende Abende zu Hause verweilen mußte, und zwar ohne Gesellschaft, da Woolwich seit Jahren gewohnt war, das berühmte Kaffeehaus Thomsonshouse an der Blackfriarsbrücke täglich Abends zu besuchen, wo eine von seinen Freunden gebildete Gesellschaft ihren eigenen Salon hatte, jungen Leuten aber nach den Statuten dieses Vereines der Zutritt versagt war.

Von der zartesten Kindheit bis zum Knabenalter in der Hütte seiner armen Eltern an die härtesten Entbehrungen, im Hause seines Lehrers zu Augsburg an vernünftige, die Kraft des Geistes, die Gesundheit des Körpers stärkende Mäßigkeit gewohnt, fühlte sich Konrad — eben so wie von dem Luxus und den übermässigen Rechnungen der Londoner Gasthöfe — auch von der Lebensweise der reichen Bewohner dieser Stadt abgestossen, die mit der seinigen im schreienden Mißklange stand. — Sie genau kennen zu lernen, hatte er schon in den ersten Monaten nach seiner Ankunft in London hinlängliche Gelegenheit gehabt, da er von seinem Pflegevater, der in London bedeutende Geschäftsverbindungen hatte, bei vielen reichen und vornehmen Familien eingeführt, und da zu Tische geladen wurde.

Mäßigkeit, die von Gott gesegnete Tochter der Genügsamkeit und der aus ihr sich erzeugenden, süßesten Zufriedenheit, gehörten zu den Tugenden dieses edlen Jünglings. — Durch seine Genügsamkeit ward

er reich an stillen Freuden des Gemüthes, aber auch reich an Mitteln, Andern Gutes zu thun, da er durch sein mäßiges und genügsames, mithin wirthschaftliches Leben von den Geldgeschenken seines großmüthigen Pflegevaters, welche er zu Ausgaben für Unterhaltung, für Besuche öffentlicher Vergnügungsorte, für so manchen kostspieligen Genuß am Schluße eines jeden Monats erhielt, der Hilfsmittel genug hatte, Wittwen und Waisen zu unterstützen, arme Kinder unterrichten zu lassen, unverschuldet herabgekommene Familien den Qualen der Brodlosigkeit zu entreißen, Handwerker, welche durch Noth und Elend gezwungen waren, ihre Werkzeuge zu veräußern, damit so auszustatten, daß sie wieder ihr Geschäft betreiben und sich zu einem Leben ohne Nahrungssorge emporschwingen konnten. — Er genoß die Früchte seiner Mäßigkeit, seiner Genügsamkeit; es waren die Thränen der tiefsten, sanftesten Rührung, der heißesten Dankbarkeit, die ihm aus den Augen und den Herzen so Vieler floßen, denen er ein Wohlthäter geworden.

Konrad hatte das Leben der Reichen in London — worunter es aber auch Ausnahmen gibt — kennen gelernt; er schauderte davor zurück. Aber auch welch ein Leben!

Der reiche Bürger von London, der keine Geschäfte mehr betreibt, sondern den durch frühere Arbeitsamkeit, glückliche Unternehmungen, oder durch eine Erbschaft ihm gewordenen Reichthum in Ruhe, besser gesagt, im Schooße der Trägheit und des Wohllebens genießen will, — erhebt sich gegen Mittag aus seinem weichen, mit asiatischer Pracht geschmückten Bette,

schaut, wenn es die Witterung gestattet, längere Zeit zum Fenster hinaus, die matten, fast noch schlaftrunkenen Augen halb geschlossen, nimmt die Waschung vor, und läßt sich dann von seinem Diener langsam ankleiden, wobei dieser das Geschäft hat, seinem gähnenden Herrn die Neuigkeiten des Tages oder der Zeitung abzuleiern.

Hierauf wird das Frühstück nachgetragen, aus Thee, Eiern, kaltem Geflügel, Schinken und Backwerk bestehend, von ein Paar Flaschen des stärksten Bieres, des besten Weines begleitet und für den einzigen Esser in so reichlichem Maße, daß eine arme Familie für zwei Tage sich davon sättigen könnte.

Der Lebemann besteigt nun seine prachtvolle, mit ausgezeichnet schönen, theuern Pferden bespannte Kutsche, fährt in den St. Jamespark, am Morgen der besuchteste Versammlungsort der vornehmen und reichen Müssiggänger, betritt da ein Gasthaus, um die Zeitungen zu lesen, die Gespräche der Neuigkeitenkrämer zu behorchen, — er selbst ist für ein anhaltendes Gespräch zu bequem, — und um dabei etwa noch ein zweites Frühstück zu verzehren. Nach diesem läßt er sich ein Paar Stunden im Freien umherkutschiren, um sich durch ein Schläfchen und den Genuß der frischen Luft zu dem wichtigsten und ihn auf's höchste in Anspruch nehmenden Geschäft zu stärken, nämlich zum Mittagessen. — Die ausgesuchtesten Speisen, die feinsten, gewürzreichsten, daher auch die Gesundheit untergrabenden Leckereien, die theuersten Produkte aller Welttheile belasten im buntesten Gemenge die Tafel des Reichen, welche immer eine zahlreiche Gesellschaft von

Schmarozern umlagert, die sich zum Vergnügen des splendiden Gastgebers jede Erniedrigung gefallen lassen, um da auf fremde Kosten schwelgen zu können. — Die lukullischen (Lukullus, ein reicher verschwenderischer Römer) Gerichte sind abgetragen, Reihen von Weinflaschen werden auf die Tafel gesetzt, mit der Völlerei des Gaumens vereint sich die der Kehle, und eine den Menschen entehrende Trunkenheit beschließt das verschwenderische Mahl. — Der Schlaf von ein Paar Stunden hat die Betäubung wieder verscheuet, es ist nun die wichtige Frage, ob das Kaffeehaus oder eine Gesellschaft, das Theater oder der Spieltisch besucht werden soll, um die Stunden bis zum Nachtessen zu tödten. Nun sind auch diese gut oder schlecht hingebracht worden; der Bediente trägt das Nachtmahl auf, welches dem Mittagessen an Köstlichkeit und Anzahl der Speisen, an Trefflichkeit der Getränke nur wenig nachsteht, und der fleißige Gewerbsmann hat schon sein Morgengebet gesprochen, sein mäßiges Frühstück genossen und die Arbeit mit regem Fleiße begonnen, als erst der reiche, geschäftslose Einwohner von London, ein übersättigter Schwelger, in sein üppiges Lager taumelt.

So lebt, — wie gesagt mit wenigen Ausnahmen — der reiche Londoner, der kein öffentliches Amt bekleidet, kein Geschäft betreibt. — Da wird an keinen Besuch der Kirche gedacht, kein geistreiches Buch zur Hand genommen, kein Werk zum allgemeinen Besten vollbracht. Der nur seinem theuern Ich huldigende, weichliche Lüstling lebt nur den sinnlichen Genüssen; aber im schönen Alter der kräftigen Mannheit ist er

schon an Geist und Körper ein morscher Greis, dem frühen Grabe zuwankend.

Solche junge Greise und ihre verderbliche Lebensweise hatte Konrad in den Häusern der Vornehmen kennen gelernt; er hatte daraus Veranlassung genug geschöpft, Gott mit kindlichem Eifer zu bitten, ihn zu erhalten auf dem Wege der Genügsamkeit, der Nüchternheit, der Mäßigkeit. — Im Hause, an dem Tische seines weisen Pflegevaters, da, wo diese Tugenden walteten, war er heiter und zufrieden, — er war glücklich.

Achtes Kapitel.

Ein Besuch der Bedlams Heilanstalt.

Aber nicht allein das schwelgerische, sündhafte Leben des reichen Müssiggängers, des verderblichen Feindes der eigenen Gesundheit und Lebensdauer, hatte Konrad in allen seinen anwidernden Gestalten kennen gelernt; er machte auch die Bekanntschaft eines Lasters, welches so viele, sonst brave Menschen an der Sklavenkette mit sich fortschleppt, ganze Familien an den Bettelstab bringt und schon Unzählige zum schauderhaftesten Verbrechen, zum Selbstmord hingerissen hat; es ist das Laster der Spielsucht, mit welchem Konrad bekannt gemacht wurde, um es mit aller Stärke der Vernunft und Moralität zu verabscheuen, um es zu fliehen, wie den vergiftenden Hauch der Pest.

Erziehung ist das pflichtmäßige und zweckmäßige Einwirken der Eltern und Lehrer auf die Kindheit,

auf die heranreifende Jugend, um die derselben von dem allgütigen Schöpfer verliehenen Anlagen und Fähigkeiten durch allseitige, harmonische Entwicklung dahin auszubilden, daß sie ihre Vervollkommnung in wissenschaftlichen Kenntnissen und religiösen Vorzügen, im gesellschaftlichen Umgange, in kräftiger, tugendhafter Selbstbeherrschung und unter den Stürmen wie unter den Sonnenblicken des Lebens selbstständig fortzusetzen vermögen.

Solch eine erfolgreiche Erziehung hatte Konrad als Knabe und angehender Jüngling zu Augsburg von seinem Lehrer und Wohlthäter, dem weisen, mildherzigen, vielseitig gebildeten Priester und Professor Valentin Prunold genossen, und sie wurde, Konrads heranreifendem Alter angemessen, mit aufmerksamen Auge fortgesetzt, mit sorglicher Liebe gepflegt von dem edlen Baronet, dem gefühlvollen Manne, der an Konrad that, was so mancher Vater selbst an dem leiblichen Sohne nicht thut. — Sorgsam über Konrads Studien und Wandel wachend, dort ob der eifrigen Lernbegierde, des regesten Fleißes, hier der Sittenreinheit, der Nächstenliebe, der Gottesfurcht seines Pflegesohnes sich erfreuend, führte er den Lernbegierigen von Zeit zu Zeit in die Arbeitssäle der Künstler, in die Werkstätten der Handwerker, aber auch in die Höllengemächer der Sünde und des Lasters; er führte ihn, zum abschreckenden Anblick, zu tief eingreifender Warnung, in die Spitäler, in welchen die Unglücklichen behandelt werden, die durch ausschweifende Lebensweise, durch Trinksucht, durch Wohllust unheilbar geworden und noch le-

bend, ihren scheußlichen Körper vom Zahne der Verwesung benagt fühlten.

Naturwidrige Lebensweise zerstört die Gesundheit des Lebens und schleppt ihren Sklaven mit vernichtender Hand in das frühe Grab. Gräßlich sind die Folgen der Unmäßigkeit im Genuße von Speisen und Getränk. Die Völlerei schwächt die edlen Verdauungswerkzeuge; in ihren Verrichtungen gelähmt, sind sie nicht mehr im Stande, gesunde Säfte aus den genossenen Speisen, aus dem genossenen Getränke auszuscheiden; sie vergiftet das Blut, vernichtet alle Kraft des Geistes, erzeugt oft die traurigste Gemüthsverwirrung, führt zu frühen Tod, oder — was das schrecklichste ist — reißt den in seiner Kraft gelähmten Geist zum Selbstmord des Leibes hin.

Aber noch furchtbarer und schauderhafter sind die vergifteten Früchte der thierischen Wohllust. — Dieses verpestende Laster schwächt nicht nur den Körper, untergrabt nicht nur die Gesundheit auf die zerstörendste Weise, sondern stumpft auch den Geist ab, daß er unempfänglich wird für alles Höhere, macht den Menschen, um die Befriedigung seiner sündhaften Begierden zu erreichen, zu jedem Vergehen, selbst zu jedem Verbrechen fähig und führt den Wohllüstling dem Verderben seines Körpers, dem Untergange seines Seelenheils auf dem gewissesten Wege entgegen. — Die thierische Wohllust entkräftet und zerstört die Nerven, durch welche der Geist am unmittelbarsten auf den Leib einwirkt, und zerrüttet dadurch das köstliche Werkzeug des Geistes, — welches der Körper ist, — auf eine unrettbare Weise. Sie entmarkt und entnervt den Menschen, er-

zeugt mit der gänzlichen Schwächung des Leibes einen Ueberdruß und Eckel an allem Guten und Schönen, eine todte Gleichgiltigkeit gegen die reinen Freuden des Daseyns, eine allmählig in eisige Kälte übergehende Lauigkeit gegen die Natur, gegen die Wunderwerke der Schöpfung, gegen Gott selbst.

Der Wohllüstling entweihet seinen Leib, der ein Tempel der Reinheit, des heiligen Geistes, der Liebe und Furcht Gottes seyn soll, und Paulus ruft warnend aus: „Alle Sünden, die der Mensch thut, sind außer seinem Leibe, aber der Wohllüstling sündigt an seinem eigenen Leibe." — Unzählige, eckelhafte Krankheiten, die dem Keuschen fremd sind, wüthen unter den Sklaven der Wohllust und füllen die Gräber mit tausend allzufrühen Opfern. — Unzähliges Elend herrscht im Geheimen unter Familien, die früher das Glück der häuslichen Ruhe, der brüderlichen Eintracht, des innern Friedens genossen und jetzt von der Sklavenkette schnöder Gelüste, verbrecherischer Begierden und sündhafter Befriedigung gottloser Triebe gefesselt sind.

Da — ein schauderhafter Anblick — wankt dahin, einem gebrechlichen Greise gleich — der vor Kurzem noch blühende Jüngling mit den bleichgelben, eingefallenen Wangen, dem erloschenen, trüben Blicke; das Laster der Wohllust hat sich verhöhnend an seine Stirne geschrieben, es verkündigt sich aus seiner gebeugten, kraftlosen Haltung; der Knecht der Sünde wagt es nicht, dem Tugendhaften frei und heiter in das Auge zu schauen; er fürchtet in Jedem, der ihn anblickt, einen Entdecker seiner Schande; Ruhelosigkeit und Ge-

wissensbisse sind seine immerwährend ihn quälenden Gefährten.

Bei allen civilisirten Völkern hat jede Stadt ein eignes Hospital für die ärmere Volksklasse, worin die Opfer der Wohllust, von den eckelhaftesten Krankheiten an das Schmerzenlager gefesselt, ärztlich behandelt, und die Unheilbaren bis zu ihrem, fast immer sehnsuchtsvoll erwarteten Tod noch verpflegt werden. Unter den 216 Krankenhäusern, die in London zweckmäßig vertheilt sind, hat diese Stadt 12 Hospitäler, worin nur solche Unglückliche, die an den Folgen thierischer Ausschweifungen leiden, wie auch solche, deren Heilung nicht mehr zu erwirken ist, aufgenommen werden. — Das berühmteste dieser Hospitäler ist die Bedlams Heilanstalt.

Dahin hatte der Baronet seinen Pflegesohn geführt, um seine väterlichen Ermahnungen, auf dem gottgefälligen Wege der Keuschheit mit unabweichendem Fuße zu wandeln, durch den Anblick von Menschen zu unterstützen, deren schauderhafter Anblick dem Jüngling eine Warnungstafel seyn sollte, die sich mit ihrer gräßlichen Inschrift dem empfänglichen Gemüthe des Jünglings für immer und bis in dessen Tiefe einpräge.

Und als Konrad, bleich, zitternd, bis in das Innerste ergriffen und erschüttert von dem Entsetzlichen, was er gesehen, dieser grausen Stätte des Jammers und Elends entflohen war und unter dem Wehen einer reinen, frischen, belebenden Luft sich wieder erholt und seine Fassung gewonnen hatte, da blickte er mit frommem Auge zu den Himmelsräumen empor, faltete, wie zum inbrünstigen Gebete, seine Hände und sprach

mit aller Wärme seines keuschen, gottgeweihten Herzens: „Vater im Himmel, erhalte in mir ein reines Herz und einen frohen Geist zu dir; erhalte in mir deinen heiligen Glauben, deine heilige Lehre, die mich erlöst und errettet aus den Fallstricken, wenn die Sünde der Wohllust meine Gedanken und meine Schritte zu umgarnen droht. Verleihe mir die Gnade, o Herr, meine Seele mit keinem unreinen Gedanken zu beschmutzen und meinen Leib, als die Wohnung deines heiligen Geistes, auch nur dir zu heiligen und ihn rein und unbefleckt, wie ich ihn aus deiner Vaterhand empfangen, einst dem Grabe zurückzugeben."

Neuntes Kapitel.

Der Spieler.

Die Stadt London zählt 170 öffentliche Spielhäuser, in welchen Hazardspiele, — sogenannte Glücksspiele, bei denen Gewinn und Verlust eigentlich vom blinden Zufalle abhängen, — um hohe Summen gespielt, — aber auch unzählige Spieler durch sie, wenn sie Hausväter sind, — selbst ganze Familien an den Bettelstab gebracht und in die entsetzlichste Lage hinausgestossen werden, daher auch schon unter den Römern weise Gesetzgeber, die das unübersehbare Elend kannten, welches die Hazardspiele wie eine verheerende Seuche über Tausende ausströmen lassen, der Besitzer eines Hauses, der darin solche Glücksspiele treiben ließ, mit Verbannung, oft mit dem Tode bestraften, das

Spielhaus selbst dem Staate für die Armen zuerkannten. —

Eines Abends führte der Baronet seinen geliebten Konrad in eines der Londoner Spielhäuser; er hatte das besuchteste gewählt, auf daß Konrad reichliche Gelegenheit habe, dieses ausgebreitete, leider so thätig bearbeitete Feld der Leidenschaft in ihrem verderblichen Treiben, diese Pesthöhle des moralischen, körperlichen Verderbens, der Zerrüttung des Vermögens, der schlammigen, vergifteten Quelle lebenslänglichen Elends genau zu durchschauen und sein Gemüth mit dem tiefesten Abscheu davor durch und durch zu erfüllen.

Sie verweilten da nicht lange, denn Konrad, vom Baronet bald auf diesen, bald auf jenen Spieler aufmerksam gemacht, hatte Jünglinge, Männer, Greise scharf beobachtet, und auf ihren von Gewinnsucht, Unruhe, jetzt von griesender Freude, dann von wildem Zorne entstellten, oft scheußlich verzerrten Gesichtern die unbezähmbare Macht erkannt, mit welcher die Spielsüchtigen von diesem Laster beherrscht werden, welches schon in der Brust des hoffnungsvollen Jünglings den Keim alles Guten erstickt, den Sinn für alles Große, Edle und Wahre tödtet, den Unerfahrnen, der zum ersten Mal das Spielhaus betritt, wie den eingefleischten, vieljährigen Gast desselben mit seinen verführerischen, betäubenden Reizen an sich lockt und an sich fesselt, seine bedauerungswürdigen Opfer in die Marterzeit der unruhigsten Tage, der schlaflosen Nächte, in den Abgrund der Verzweiflung fortschleppt, um Gesundheit, Ehre, Vermögen bringt und so Viele, die schon lange den Pfad der Gottesfurcht schmachvoll und

gewissenlos verlassen haben, zu Raub und Blutvergießen, oft zum Selbstmord hinreißt.

Konrad, von den wehmüthigsten Empfindungen beim Anblicke dieser zahlreichen Opfer der Spielsucht in seinem Innersten ergriffen, bei dem Hinblicke auf das namenlose Elend, welches die Unglücklichen sich selbst, viele darunter ihren Eltern, ihrer Gattin, ihren Kindern bereiten, von dem eisigen Schauer des Entsetzens durchrüttelt, enteilte dem Spielhause mit solcher Hast, daß ihm der Baronet kaum zu folgen vermochte; aber er folgte den beflügelten Schritten seines Pflegesohnes mit einem solchen Gefühle von Freude, daß ihm die Verklärung vom Gesichte strahlte, denn seinem scharf beobachtenden Auge war nicht der tiefgefühlte Abscheu vor dem Laster der Spielsucht entgangen, der sich des tugendhaften Jünglings mit aller Kraft bemächtigt hatte. Daß aber dieser Abscheu im Herzen des Jünglings keime, wie ein gutes Samenkorn, daß aus dem Körnlein eine starke Pflanze, eine kräftige Eiche erwachse, mit ihren gewaltigen Wurzeln das Innerste seines tugendhaften Herzens umfassend, das war jetzt des liebenden Pflegevaters höchster Wunsch, seine inbrünstige Bitte nach Oben.

Konrad hatte das Spielhaus schon eine gute Strecke hinter sich gelassen; jetzt hatte der Baronet den Eilenden überholt; er faßte ihn am Arme und sprach, auf einen Mann deutend, der jenseits der Strasse dicht an den Häusern fortwankte: „Wahrlich, das ist Gottes Fügung; gerade in diesem Augenblicke führt er unsern Augen einen Unglücklichen vor, der, ein schauderhaftes Beispiel der Zerrüttung des Lebens durch die Spiel-

sucht, — ein Daseyn dahinschleppt, um welches ihn selbst der Galeerensclave nicht beneiden würde. — Betrachte genau diesen Unglücklichen."

Der Vorübergehende, von ansehnlicher Größe, aber gebeugter Haltung, ärmlich gekleidet, den abgegriffenen Hut tief in die Stirne gedrückt, die gelbbleichen Wangen von Kummer und Elend durchfurcht, die entfleischten, weit aus den schlotternden Ermeln hervorstehenden Hände schlaf herabhängend, wankte an der diesseitigen Häuserreihe dahin, mit gesenktem Kopfe, von Zeit zu Zeit stille stehend, um zum Fortschreiten sich Kräfte zu sammeln. Er verschwand in einer Straße, die nach der Chlyfohrt-Halle von Southwark führte, einem sich kreuzenden Gemenge von Gäßchen, die nur von Londons dürftigsten Familien bewohnt werden.

„Du hast diesen Unglücklichen gesehen, nun sollst du auch seine Jammergeschichte hören," — sprach der Baronet, ließ sich mit Konrad auf einer nahen Ruhebank nieder und erzählte:

„Ludwig von Rettlitz — so heißt der Mann, den wir so eben gesehen — nach dem Tode seiner Eltern als deren einziger Sprößling im Besitze eines bedeutenden Landgutes in seinem Vaterlande Bayern, widmete sich mit Vorliebe der Veredlung der Pferdezucht; er beschloß, auf seinem Gute ein Gestüt anzulegen und reiste deßwegen nach England, um da mehrere vortreffliche Pferde für sein neues Gestüt anzukaufen. — Er begab sich nach York, der Hauptstadt der englischen Grafschaft Yorkschire, welche berühmt ist durch ihre ausgezeichnete Pferdezucht."

„Im Gasthause, wo Rettlitz abgestiegen war, um

da einige Wochen zu verweilen, machte er die Bekanntschaft des Sir William Bouthle, eines sehr reichen, in der Nähe von York begüterten Privatmannes, der ob seiner ausgezeichneten Pferdezucht in ganz England berühmt war. Die beiden Pferdefreunde wurden bald mit einander vertraut und Bouthle lud den wackeren Deutschen, den er von Tag zu Tag lieber gewann, auf sein Landgut Clanfoohrt zu einem länger währenden Besuch ein."

„In dem ungemein reizend gelegenen, nördlich von einem wildreichen Parke, gegen Osten, Süden und Westen von dem fruchtbarsten Gelände umgürteten Schlosse Clanfoohrt fand Rettlitz die freundlichste Aufnahme, die trefflichste Bewirthung, dazu ein Gestüt und eine Pferdezucht, deren sich kein Fürst rühmen konnte; aber er fand auch einen Gegenstand, der ihn alles übersehen und vergessen machte, was außerhalb dessen Kreise lag. Miß Arabella, Bouthles Tochter, sein einziges Kind, eine Jungfrau in der Blüthe des Lebens, die schönste Hoffnung ihrer Eltern, war ein Wesen, dem Jünglinge, Männer und Greise mit der gefühltesten Verehrung huldigten, dem Mädchen, Gattinen und Matronen mit dem Gefühle der innigsten Anneigung zugethan waren. Aber Arabella verdiente auch diese ehrende Huldigung, diese liebende Anneigung, denn sie vereinte mit einem reizenden Aeußern alle Vorzüge des Herzens und des Geistes. — Konnte es wohl anders kommen, als daß der für das Schöne und Gute so empfängliche Jüngling nach einem vierzehntägigen Aufenthalte in Arabellas Nähe, von dem heißen Verlangen beseelt

wurde, an der frommen, tugendhaften Hand dieser Jungfrau durch das Leben zu gehen?"

„Aber auch Arabella hatte nach dem Verlaufe dieser Zeit mit dem süßen Erröthen der engelreinen Jungfrau sich selbst gestanden, daß Ludwig der Mann sei, mit welchem vereint sie die Leiden und Freuden ihrer Tage am liebsten theilen möchte. — Ludwigs edle Gestalt mit dem hohen, schlanken Wuchse, die Frische eines unbefleckten Lebens auf den schön geformten Wangen, die mit Heiterkeit gepaarte Würde in seinem Benehmen, die reichen Kenntnisse eines vielseitig gebildeten Geistes, die Anspruchslosigkeit, das Gediegene und doch so Bescheidene in seinen Gesprächen, die sie, am Stickrahmen, am Nähetische, mit dem Gestricke beschäftigt, unter der verhüllenden Fenstergardine oft unbemerkt belauscht hatte, sein Anstand zu Pferde und in jeder Bewegung, die gewinnende Eigenschaft, in der Gesellschaft durch Munterkeit, Witz und geistvolle Gedanken die frohe Unterhaltung zu beleben und zu würzen, noch mehr aber seine Freundlichkeit gegen die Untergebenen, sein wohlthätiger Sinn, seine ungeheuchelte Andacht, und diese milde Gemüthlichkeit, diese freundliche Menschenliebe, die aus seinen edlen Zügen hervorleuchteten und laut und deutlich verkündigten, daß Ludwig keiner täuschenden Scheinheiligkeit, keiner blendenden Verstellung fähig sei — alle und noch mehrere Vorzüge des Geistes und Tugenden des Herzens hatten in Arabellas keuscher Seele für den edlen Fremdling die zarte Flamme einer Neigung angefacht, welche den beobachtenden Blicken ihrer Eltern allmählig nicht entgangen wäre, hätte nicht Arabella, eine zu kindliche,

zu religiöse Tochter, um dem Vater, der Mutter die leiseste Wallung ihres Innern zu verhüllen, den geliebten Eltern das Geheimste ihres spiegelklaren Herzens erschlossen.

Nach wenigen Wochen traten Ludwig von Rettlitz und Arabella Bouthle an den Traualtar, und unter den heißen Segnungen freudetrunkner Eltern wurde von des Priesters Hand ein Bund geweiht, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Gott sandte dem jungen Ehepaare eine strenge Prüfung ihrer demüthigen Ergebung in seinen heiligsten Willen, in seine unerforschlichen Beschlüsse; es war noch kein Jahr ihrer glücklichen Verbindung dahingegangen, und schon waren Arabellas Eltern vom Irdischen geschieden; ein Sturz mit einem jungen wilden Pferde, das Bouthle, seinen Kräften und seiner Reitkunst zu viel vertrauend, nicht mehr zu zügeln vermochte, hatte den Vater, eine heftige, vom unwissenden Arzte übel behandelte Erkältung hatte die Mutter schnell dahingerafft.

Nach dem Willen seiner, nun in Gott ruhenden Schwiegereltern war Rettlitz schon im ersten Monate seiner Verheirathung nach Bayern zurückgekehrt, hatte da sein Besitzthum um guten Preis verkauft und nach seiner Rückkehr die Bewirthschaftung von Clanfoohrt in allen Zweigen dieses umfangreichen Besitzthumes übernommen, während sich Bouthle, der Ruhe bedürftig, nur mehr damit beschäftigte, ihm rathend an die Hand zu gehen. Aber schon ein Greis, war für Bouthle das Reiten und das Abrichten junger Pferde

noch immer eine Leidenschaft, der er auch sein Leben zum Opfer brachte."

„Es war die Zeit herangekommen, zu welcher Bouthle in jedem Jahre mit einer Anzahl junger, ausgesuchter Pferde den weltberühmten Pferdemarkt in Windsor (einem nahe an London gelegenen, als königliche Sommerresidenz berühmten Flecken) besucht und aus dem Verkaufe derselben bedeutende Summen erlöst hatte. — Dieses Geschäft hatte nun Rettlitz zu besorgen; er zog nach Windsor an der Spitze von 120 Pferden, den auserlesensten seines reichen Gestütes, froh belebt von der Hoffnung, selbst das geringste derselben für den Preis von 80 Pfund Sterling zu verkaufen."

„Aber seine Hoffnung sollte nicht erfüllt, dagegen diese Reise nach Windsor der inhaltreichste, der verhängnißvollste Zeitabschnitt seines Lebens werden."

„Wenige Tage vor Rettlitz waren zwei bedeutende Güterpächter — sie nannten sich Greencastle — aus der Gegend von Canterbury mit 250, theils schon abgerichteten, theils noch rohen Wagen- und Reitpferden in Windsor angekommen. Beide durch die Bande der Blutsverwandtschaft und durch Handelsgeschäfte mit einander auf's innigste verbunden, beide durch zu gewagte, verunglückte Unternehmungen, nochmehr durch eine verschwenderische Lebensweise und ungeregelte, nachlässige Bewirthschaftung ihrer Anwesen in ihrem Vermögen fast gänzlich zu Grunde gerichtet, hatten sich durch Wort und Handschlag dahin vereint, ihre Pferde, die ausgezeichnet schön und werthvoll waren, schnell zu verkaufen, um so viel, als ihnen zur Befrie-

digung ihrer dringendsten Gläubiger, in baarem Gelde zu erhalten; dieß könne, — so sehen sie wohl ein, — jedoch nur durch wohlfeilen Verkauf erwirkt werden, und zwar noch vor dem Eintreffen des ihrem Geschäfte gefährlichen Pferdehändlers Rettlitz, von dessen naher Ankunft mit einer bedeutenden Anzahl der auserlesensten Pferde sie durch ihre Kundschafter bereits in Kenntniß gesetzt waren. — Als Rettlitz mit seinem zahlreichen Gefolge in den Schranken des Pferdemarktplatzes zu Windsor eingeritten war, hielt er auf seinem edlen Vollblutrosse mehrere Stunden vor selben, ohne daß ein Käufer erschien; erst dann vertraute ihm ein ehemaliger Geschäftsfreund seines Schwiegervaters, was die Brüder Greencastle schon vor zwei Tagen gethan und welchen Nachtheil sie ihm bereitet haben. — Rettlitz konnte nur wenige Pferde, und diese nur um einen höchst mäßigen Preis verkaufen; er sah sich gezwungen, mit den übrigen und seinen gescheiterten Hoffnungen nach der Heimath zurückzukehren."

„Die Rückreise würde Rettlitz sogleich angetreten haben, hätte er nicht während seines mißlungenen Pferdeverkaufes mit einem der bedeutendsten Getreidhändler von London ein Geschäft gemacht, und ihm seine großen Vorräthe von Waizen und Korn verkauft. Er mußte noch in London verweilen, um den Handel, welchen er und der Getreidhändler auf der Marktwiese mit Wort und Handschlag abgeschlossen, mittelst schriftlichen Contract vollkommen zu befestigen. — Als die Nacht heranzudunkeln begann, eilte Rettlitz aus seiner Wohnung am Ende von Southwark in eine der äußersten

Straſſen der City, wo ſein Geſchäftsfreund ein ſtattliches Haus beſaß.“

„In einer der abgelegenſten Straſſen der City kam Rettlitz an ein Gebäude, deſſen erſtes und zweites Stockwerk glänzend erleuchtet waren. Während er dieſes betrachtete, traten zwei anſehnlich gekleidete Männer unter eifrigen Geſpräche aus dem von mehreren großen Gaslampen wie zur Tageszeit erhellten Portale. Sie blieben in ſeiner Nähe ſtehen, und der Eine ſagte: „Nein, dieſes Haus betrete ich nicht wieder, ungeachtet es mich nicht einen Heller gekoſtet hat. Dieſe Geſichter der Spieler, aus denen die Spuren mehr als einer ſchändlichen Leidenſchaft hervorſtarrten, und die bei jedem Falle der Würfel, bei jeder Karte, die abgezogen wurde, das deutlichſte Gepräge ununterbrochener Sorgen und Unruhen trugen — begleiten mich im Wachen und erſcheinen mir in meinen Träumen. — Haſt du, lieber Eduard, den jungen, bleichen Mann beobachtet, der das verwegenſte Spiel, ein wahres Höllenſpiel trieb. Ich habe ihn feſt in's Auge gefaßt. — Er ſetzte das Gold, als wäre es Kupfermünze, auf einen einzigen Zug; anfangs war er im Gewinne, aber bald wandte ſich das Glück von ihm; er verlor jeden Satz und ſo ſein letztes Goldſtück; dann eilte er an einen Seitentiſch, wo bei einer Flaſche Wein ein alter Jude ſaß; dieſem — ich ſah es deutlich — warf er ſeine Ringe mit den großen glänzenden Edelſteinen, die prachtvolle Uhr mit der ſchweren Kette, die goldne Tabaksdoſe wie ein werthloſes Spielzeug hin, und forderte Geld dafür mit einer Haſt, als brenne der Boden unter ſeinen Sohlen. — Mit mehreren Goldrollen in den verſchwenderi=

schen Händen eilte er an den Spieltisch zurück; aber schon nach einer Stunde war alles Gold im Besitze des Bankhalters. Mit einem Hohngelächter, aus dem der Ton der Verzweiflung hervor gellte, und das mir tief in die Seele schnitt, stürzte er wie ein Wahnsinniger aus dem Spielsaale. Von den Summen, die dieser Spieler dem Laster der Spielsucht in so kurzer Zeit auf eine unverantwortliche, sündhafte Weise geopfert, hätten mehrere Familien Jahre hindurch ihr genügendes Auskommen gehabt."

„Die beiden Männer schritten langsam dahin, und Rettlitz, dem es jetzt klar geworden, daß er vor einem Spielhause stehe, fühlte sich plötzlich von drängender Neugierde erfaßt, mit Goldrollen spielen zu sehen, und sich selbst zu überzeugen, wie im schnöden Spiele Summen hin- und herrollen, in denen ein Theil irdischer Wohlfahrt, vielleicht die letzte Hoffnung einer Familie auf den Spieltisch hingeworfen werde. — Er eilte die von Wandleuchtern mit Wachskerzen im strahlenden Glanze erleuchtete Marmortreppe hinan und trat in den Spielsaal."

„In seiner Mitte stand ein großer, runder, mit grünem Teppich behangener Tisch, von sitzenden und stehenden Spielern dicht umlagert. Zahlreich war die Gesellschaft und doch herrschte tiefe Stille, nur unterbrochen von dem Rufe des Bankhalters, der jede von ihm abgezogene Karte mit lauter Stimme nannte, und von dem Klange des Geldes, welches entweder die Gehilfen des Bankhalters mit kleinen Rechen an sich zogen oder an die Gewinnenden ausbezahlten. — Es war das Pharaospiel (Bankspiel), welches hier gespielt

wurde. — An diesen Saal reihten sich noch drei ähnliche Säle, worin man ebenfalls spielte."

„Im Augenblicke, als Rettlitz an den grünen Tisch trat, seine Neugierde zu befriedigen, entfernten sich zwei Spieler und er hatte nun Raum und Aussicht genug, den Gang dieses so verführerischen Glückspiels, welches er schon in seinem Vaterlande hatte kennen gelernt, ohne es jedoch nur ein einziges Mal gespielt zu haben, zu beobachten und zu staunen über die Menge Goldes, welches theils vor dem Bankhalter in verschiedenen Haufen lag, theils von den Spielern verloren oder gewonnen wurde. An Rettlitz Seite stand ein Mann, der nur um geringen Einsatz spielte, aber fast immer gewann. Dadurch wurde Rettlitz angereizt, auch sein Heil zu versuchen, und zwar auf die Art, daß auch er die Karten wählte, welche sein Nachbar besetzte. — Schon nach weniger Zeit waren die sechs Guineen (nach unserm Gelde eine Guinee an 11—12 fl.), welche er dem Spiele opfern wollte, verdreifacht, verzehnfacht, und als sein Nachbar, des bisherigen Gewinnes froh und damit zufrieden, vom Spieltische sich entfernt hatte, besetzte Rettlitz mehrere Karten nach eigner Wahl. — Das flatterhafte Glück war ihm günstig und treu für die Dauer seines heutigen Spieles; es überhäufte ihn mit einer Fülle von Gunst. Rettlitz, durch das Glück immer verwegener, machte auch immer größere Einsätze; er spielte mit solchem Gewinne, daß selbst alte, eingefleischte Spieler, die sich nie um ihre Mitspieler bekümmerten und nur für ihr eignes Spiel Auge und Sinn hatten, den Glücklichen mit Erstaunen, mit neidischen Augen betrachteten. Bis zur Beendigung des Spieles,

welches sich mit dem Anbruche des Tages schloß, hatte Rettlitz in blankem Golde eine Summe gewonnen, welche den Betrag des Erlöses aus seinen vielen Pferden, hätte er auch Alle um den von ihm bestimmten Preis verkauft, bedeutend überwog."

„Der überreiche Gewinn, im Laufe einer einzigen Nacht am Spieltische gemacht, war sein und seiner Familie Verderben."

„Geblendet von dem Glanze des so schnell und so leicht erworbenen Goldes, von der Hoffnung auf die Fortdauer eines so mühelosen, so reichen Gewinnes, immer mehr beherrscht von leidenschaftlicher Gewinnsucht, hatte bald nichts mehr Reiz für den verblendeten Rettlitz, als das Spielen. Von Tag zu Tag ward er nachläßiger im Betriebe seiner häuslichen Geschäfte, in der Bewirthschaftung seines so umfangreichen Besitzthums, das die rege Hand, das scharfe Auge des Besitzers dringend forderte, — ward er lauer, gefühlloser gegen seine edle, hochachtbare Gattin, gegen das liebliche, hoffnungsvolle Pfand ihrer innigen, tugendhaften Liebe. Zum leidenschaftlichen Spieler geworden, lebte er in Gedanken und Werken nur der heftigsten Spielsucht, die er auf den umliegenden Schlössern, in den nahen Städten, besonders in den vornehmsten, wie in den niedrigsten Spielhäusern der Stadt London, wohin er jetzt mit dem Vorwande wichtiger Oekonomiegeschäfte, die arglose Gattin belügend, so oft als möglich fuhr, — mit unstillbarer Gierde zu befriedigen strebte."

„Noch waren nicht volle sieben Jahre dahin gegangen, und Ludwig von Rettlitz, vor so kurzer Zeit

noch der reiche Besitzer des prächtigen, von keiner Schuld belasteten Landgutes Clanfoohrt, — in landwirthschaftlicher Beziehung ein wirklich fürstliches Besitzthum, — wohnte ein armer Mann in einem armseligen Häuschen der (durch seinen Kriegs- und Handelshafen, durch seinen Leuchtthurm Eddystone berühmten) Stadt Plymouth und ernährte sich, seine Gattin und seine vier Kinder durch Abschreiben bei einem Advokaten, durch Unterricht, den er im Zeichnen und in der französischen Sprache gab, auf eine höchst kümmerliche Weise."

„Aber es sollte noch Alles gut und Rettlitz aus den Fußblöcken eines herben, kummervollen Lebens frei werden und sich glücklich fühlen im Genuße eines ungetrübten Daseyns. Der Allgütige erbarmte sich des Leidenden, der, nachdem ihm von seinem glänzenden Reichthume nichts mehr übrig geblieben, als Kleidung, Wäsche, die einfache Einrichtung einer mäßigen Wohnung, und da nun ihm und den Seinigen eine düstere Zukunft, ein sorgenbelastetes Alter drohte, von den Qualen der heißesten Reue über seine sündhafte Verschwendung in ihrer ganzen fürchterlichen Größe gefoltert wurde, und der am letzten Tage eines jeden Monats, wenn er die wohlverdiente, leider nicht sehr bedeutende Einnahme für Abschreibgebühren und Unterrichtertheilung nach Hause brachte, statt eines früheren anständigen Wohllebens, jetzt nur mehr den flüchtigen Genuß der Beruhigung hatte, wieder für die Dauer eines Monats seine Familie gegen die Martern des Hungers bewahrt zu haben durch seinen Fleiß und die Aufopferung mancher am Schreibtische hingebrachten Nacht."

„Aber — wie gesagt — es sollte anders, es sollte sehr gut werden, wenn Rettlitz dieses „sollte" zu würdigen wisse. — Eines Morgens erschien ein Amtsbote der Stadtbehörde von Plymouth in Rettlitz's Wohnung und brachte ihm die Weisung, noch in diesem Vormittage vor den Gerichtsschranken zu erscheinen. Als ein armer Abschreiber, als ein mühebelasteter, sich und die Seinigen im Schweiße des Angesichtes nur dürftig ernährender Zeichnungslehrer hatte Rettlitz seine Wohnung verlassen; als der Besitzer eines ansehnlichen Vermögens kehrte er zurück in den Schooß seiner Familie, in die freudezitternden Umarmungen seiner Gattin, in die Umschlingungen der jauchzenden Kinder, bleich, bebend, schluchzend vor Wonne, nur mächtig Eines Gedankens, des der heißesten Dankbarkeit gegen den himmlischen Wohlthäter, nur mächtig Einer Handlung, der, vor dem Bilde des Gekreuzigten mit den Seinigen auf die Kniee zu sinken und Dankgebete nach Oben zu senden, wenn auch nicht mit Worten, desto inbrünstiger aus dem stummen Innersten der Seele."

„Die Freiin von Sorrau, Rettlitz's Schwester, eine kinderlose Wittwe, war in München gestorben. Das Testament ernannte den Bruder zum alleinigen Erben ihres hinterlassenen Vermögens. War auch dieses — nach deutschem Münzfuße 36,000 fl. betragend — eine Summe, die genügt hätte, um in England einen Aufwand zu machen für Wohlleben und Pracht, mithin für Dinge, durch welche weder ein wirkliches Bedürfniß des Menschen befriedigt, noch etwas Nützliches bezweckt wird, — so enthielt und gewährte es doch alle Mittel, deren eine anspruchslose, vernünftige Häuslich-

keit übende Familie bedurfte, um nicht nur ohne alle Nahrungssorge, sondern auch mit dem ihrer Bildung und ihrem Range entsprechenden Anstande zu leben und dieses Leben durch manche angenehme Genüße zu versüßen. — Es wäre mit Rettlitz's liebsten Wünschen im Einklange gewesen, nach Bayern überzusiedeln, da ein kleines Gut zu kaufen, der Landwirthschaft mit Liebe und Thätigkeit sich ausschließend zu widmen und durch den wonnevollen Wandel an der Hand seiner liebenswürdigen und von ihm so heiß geliebten Familie, durch geselligen Umgang mit Geprüften aus der Umgebung, durch die harmlosen Freuden der Obstbaumzucht, der Blumenpflege, der Jagd und Fischerei sein nun so reich ausgestattetes Leben zu einem patriarchalischen (einfachen, ländlichen) zu gestalten. — Aber er vermochte nicht, seine Arabella zu bewegen, das Land, worin sie geboren wurde, zu verlassen."

„Es ist die Heimathsliebe, die den Menschen mit so wunderbaren Banden an die Erdscholle fesselt, auf welcher er zuerst das Licht der Welt erblickt hat. Aber nicht nur der Mensch allein, sondern alles Lebendige ist durch seine verschiedenen Naturen an einen gewissen Wohnort geknüpft und kann und will ihn nicht verlassen und verwechseln mit andern. Der Vogel bleibt ewig getreu seinem Luftrevier, der Fisch seinen Gewässern, der Tiger seiner Wüste, der Steinbock und die Gemse den höchsten Gebirgskuppen, der Regenwurm und der Maulwurm den unterirdischen Gängen, die Muschel den Klippen und Tiefen der Meere und Flüsse, das Rennthier den Schneefeldern des Nordens, der Löwe den bewaldeten Flächen heißer Himmelsstriche. —

Es ist der Zauber der Heimathliebe, der die Menschen an die Weltgegenden, an die Berge und Thäler, an den Ort fesselt, den sie in der Stunde ihrer Geburt, dann längere oder kürzere Zeit, oft ohne Trennung eingenommen haben. — Unerklärbar ist der Ursprung der Heimathliebe, da sie kein eigentlicher Naturtrieb, auch keine bloße Frucht der Gewohnheit, noch weniger eine Folge von Ueberlegung ist. — Daß noch Greise eine heftige Sehnsucht nach den Plätzen ihrer Kinderspiele, und daß Männer beim Anblick der Gegend, wo sie ihre Jugend verlebten und wovon sie lange getrennt waren, ein Gefühl haben, welches sich nicht beschreiben läßt und mit keinem andern Gefühle verglichen werden kann; daß ganze Völker mit unauflöslichen Gemüthsbanden an ihre Heimath gefesselt sind und neben derselben auch von der Natur beglücktere Gegenden verschmähen, — all dieß ist Gottes Weisheit, zur Erhaltung der Ordnung im menschlichen Geschlechte, und damit alle Theile des Erdbodens von dem Menschengeschlechte gekannt, erforscht, bewohnt und angebaut wurden, nicht des Erdbodens willen, sondern des menschlichen Geistes wegen, auf daß selber in Erkenntniß des Heiligthums und der Allmacht, Liebe und Majestät des Schöpfers wachse und vollkommener werde, mithin seiner ihm von Gott verliehenen Bestimmung immer mehr und veredelter entgegenreife."

„Die dem Menschen angeborne und mit ihm auf's innigste verschwisterte Heimathliebe war es, von welcher Arabella mit unbrechbarer Kraft ausgerüstet wurde, den Bitten des so zärtlich geliebten Gatten, Englands Boden mit dem seines Vaterlandes zu vertauschen,

entschieden zu widerstehen. — Von den Thränen und Segenswünschen der Seinigen begleitet, fuhr Rettlitz mit der ordinären Post ab, da er von einem jüdischen Handelsmanne nur gegen wucherische Zinsen ein geringes Reisegeld zu erhalten vermocht hatte, und daher der ärmliche Bestand seiner Kasse ihm das wohlfeilste Reisen nöthig machte."

„Noch in der Stunde vor der Abfahrt hatte Rettlitz seiner Gattin auf den Knieen gelobt und Gott zum Zeugen seines Gelübdes aufgerufen, eine Karte, einen Würfel nie wieder zu berühren."

Zehntes Kapitel.

Schreckliche Folgen der Spielsucht.

„Um vom Ober-Scheriff (hohe, richterliche Behörde) des Stadttheils City ein zur Erhebung der Erbschaft ihm nöthiges Document zu erholen, mußte Rettlitz die Reise über London machen. Welch eine unerwartete, große Freude ward ihm da! — Beim Eintritt in das Speisezimmer des Gasthauses, worin er bis zum Empfang der Urkunde zu verweilen gedachte, fand er seinen Jugendgefährten, seinen allerinnigsten, vertrautesten Freund, den Baron Alfred Kirchberg aus Bayern. So wie Rettlitz in München, eben so hatte Kirchberg in London eine unvermuthete Erbschaft gemacht; sein Oheim mütterlicher Seite war schon als Jüngling in englische Seedienste getreten, durch Kenntnisse, Muth und unbescholtenen Wandel bis zum Contre-

Admiral emporgestiegen und in London mit Hinterlassung eines Vermögens von 16,000 Pfund Sterling gestorben, nachdem er in letztwilliger Verordnung seinen Neffen Kirchberg zum Universalerben bestimmt hatte."

„Die beiden Freunde saßen auf Rettlitz's abgelegenem Zimmer die ganze Nacht zusammen, sich treuwahr erzählend, was Gutes, was Schlimmes im Laufe ihrer vieljährigen Trennung einem Jeden von ihnen begegnet war. Mit einem, sein Innerstes durchrieselnden Schauern vernahm Kirchberg die unumwundene Erzählung der Spielsucht und der durch sie erzeugten Armuth seines Ludwig, aber er beruhigte sich, als dieser mit Wort und Handschlag, auf seine Ehre und bei Gott das feierliche Versprechen leistete, nie wieder zu spielen, überdieß betheuerte, mit so heiligem Gelübde von Gattin und Kindern geschieden zu seyn. — Der zartfühlende, großmüthige Alfred duldete nicht, daß sein Busenfreund in so ärmlichem Anzuge, mit so geringer Baarschaft die weite Reise mache; er drang ihm eine Summe auf, die für Rettlitz mehr als genügend war, um in seinem Vaterlande, vor seinen Verwandten, vor der Welt zu erscheinen, wie es sich gezieme für einen Mann seines Standes."

„Die Erhebung der Erbschaft hatte für Rettlitz nicht die geringsten Schwierigkeiten oder Hindernisse. Die in allem ihrem Leben und Walten so gediegene Frau von Sorrau, ein Muster der Vorsicht, Ordnung und Pünktlichkeit, war dieser getreu geblieben bis zu ihrem letzten Athemzug. — Die ausstehend gewesenen Kapitalien, schon mehrere Monate vor ihrem Tode

aufgekündigt und eingebracht, die baaren Summen in Gold, Silber und Banknoten lagen für den Universalerben baar bei Gericht. — Ein einziger Tag hatte hingereicht, um Rettlitz in den vollen Besitz der Erbschaft zu setzen. — Um auf der Heimreise nicht mit der Bewahrung einer so bedeutenden Summe belästigt oder der Gefahr einer Beraubung ausgesetzt zu seyn, hatte Rettlitz bei dem Banquier Marx & Comp. sein Kapital gegen Wechsel auf eines der ersten Handlungshäuser in London umgesetzt. Noch vor dem Verlaufe von fünf Wochen war er wieder in London eingetroffen."

„Schon zu früher Morgenstunde angekommen, war sein erstes, die Wohnung seines Freundes Kirchberg zu erforschen und dahin zu eilen. Mit Unmuth vernahm er, daß Kirchberg schon vor einigen Tagen auf das Landgut eines Freundes gefahren sei, um dort zu jagen, ohne den bestimmten Tag seiner Rückkehr bezeichnet zu haben. — Rettlitz hinterließ in Kirchbergs Quartier ein Billet, worin er ihm seine Rückkehr meldete, das Gasthaus zum „goldnen Anker" in der Louvehls-Strasse der City als seine Wohnung bezeichnete und die Erfüllung der dringendsten Bitte, in der ersten Stunde seiner Rückkehr ihn zu besuchen, dem theuern Freund nachdrücklich an's Herz legte. — Nachdem das Billet geschrieben war, verfügte sich Rettlitz in das von dem Münchner Banquier Marx ihm angewiesene Handlungshaus und erhob den Betrag seiner gemachten Erbschaft theils in Goldstücken, theils in Banknoten. Der Gedanke, von diesem Augenblicke an dem kargbezahlten Abschreiben, dem unangenehmen Unterrichtgeben,

dem Leben voll Nahrungssorgen entrissen und in die glückliche Lage emporgehoben zu seyn, sich wieder ein Besitzthum gründen zu können, es mit Kenntniß, Fleiß und weiser Sparsamkeit zu betreiben, für seine Kinder ein mäßiges Vermögen zu sammeln und im Schooße der geliebten Familie ein Leben voll Annehmlichkeit zu genießen. — Dieser herzerhebende Gedanke schuf ihm seine Gegenwart zu den glücklichsten Stunden seines Lebens."

„Es dunkelte der Abend, bereits kam die Nacht heran, und der so sehnlich erwartete Alfred kam noch immer nicht. — Rettlitz verließ, da die Glocke seines Gasthauses zur Abendtafel rief, sein Zimmer, um sich in das Gastzimmer zu ebner Erde zu begeben. Sein Weg führte ihn über einen langen Gang und an einem kleinen Saale vorüber, in welchen so eben zwei Herren traten; ein Blick durch die geöffnete Thüre überzeugte ihn, daß hier gespielt werde. — An der Abendtafel erfuhr er von einem der Kellner, daß seit kurzer Zeit das Gasthaus zum „goldnen Anker" ein Spielhaus sei, aber nur für Leute höheren Standes; auch werde Niemand beim Spiele zugelassen, der nicht vom Besitzer dieses Gasthauses eine Eintrittskarte habe. Nun ist der Augenblick gekommen, der den sprechenden Beweis liefern soll, daß ich meinem Gelübde treu, die verführerischen Reize des Spieles mit Abscheu zurückweise. — Gediegen und geläutert, wie das Gold durch Feuer, will ich aus dieser Probe meiner Festigkeit siegreich hervorgehen, denn eine ungeprüfte Tugend ist keine Tugend, und ich trotze mit gestähltem Muthe jeder, auch der mächtigsten Probe. — So dachte Rettlitz

gegen eine von ihm zu bestehende Gefahr sich ermuthigend; er ließ sich vom Gastwirthe eine Karte geben und trat in den Spielsaal."

„Ein Glas Punsch mit Wohlbehagen schlürfend, den Wechselgang des Spiels mit ruhigem Auge verfolgend, stand er hinter dem Sessel eines Spielers, der fast immer gewann. — In Folge seines aufmerksamen Beobachtens hatte er bemerkt, daß der König schon einigemale nach einander zur Gunst des Bankhalters (man spielte Pharao) auf dessen Seite gefallen war; es durfte mit Recht vermuthet werden, daß er bei seinem nächsten Erscheinen für die Spieler günstig falle. Rettlitz flüsterte seinem Nachbar den Rath zu, den König zu besetzen. Mit barschen Worten des Unwillens wies dieser den ungebetenen Rathgeber von sich. — Darüber erzürnte Rettlitz, und um dem Ungelehrigen zu beweisen, daß sein Vertrauen auf diese Karte ein richtiges sei, nahm er von den 100 Goldstücken, die er beim Verschließen seines Kapitals zu sich gesteckt hatte, um am folgenden Morgen einen leichten Korbwagen, dazu zwei, für seine künftige Landwirthschaft geeignete Pferde zu kaufen, ein Stück aus der Börse und besetzte damit den König. Der König gewann."

„Mit dem Gewinne eines Goldstückes einen Spieltisch zu verlassen, auf dem in wenigen Minuten hunderte gewonnen und verloren wurden, dessen schämte sich Rettlitz; er ließ Einsatz und Gewinn auf der nämlichen Karte stehen; es war die falsche Scham, welche ihn dazu bewog. — Er gewann wieder und wieder; mit Anstand, — nach seinen Begriffen, — hätte er sich jetzt vom Spieltische entfernen können, aber der

in seinem Innern noch immer glimmende Funke der heillosen Spielsucht, den nicht der Verlust seines Vermögens, die Tage drückender Armuth, den selbst Jahre, ohne Spiel dahingebracht, zu ersticken nicht vermocht hatten, begann allmählig zu glühen; der Gedanke an Gattin und Kinder, an das feierlich gemachte Gelübde, der Gattin, dem Freunde zugeschworen, kämpfte an mit scharfer Waffe gegen die immer mehr um sich greifende Gluth der Spielsucht; die Stimme des Gewissens, des eigenen Gefühls des Rechten und Pflichtgetreuen ward von Augenblick zu Augenblick für ihn unhörbarer; es entwickelte sich in der Tiefe seines Innern der Streit des Guten und des Bösen; das Böse siegte, Rettlitz ward der ehemalige leichtsinnige, unbesonnen wagende Spieler, und bald rollte das letzte der hundert Goldstücke dem Bankhalter zu."

„In diesem Augenblicke hatte der Nachbar des unglücklichen Spielers einen sehr bedeutenden Gewinn gemacht und die Goldstücke in mehreren hohen Stößen vor sich aufgeschichtet. — Mit gierigfunkelnden Augen betrachtete Rettlitz die blinkende Reihe; plötzlich fuhr er auf und stürmte aus dem Saale; aber bald kehrte er zurück, mit dunkelgerötheten Wangen, an den grünen Tisch sich drängend, taub, stumm und blind für Alles, was außer dem Bereiche des Spieles lag, nur die Karten, nur das Gold anstarrend, und nun spielend mit der wildesten Heftigkeit entzügelter Leidenschaft. Händevoll warf er Banknoten und Gold auf die Karten seiner Wahl, die Stirne mit perlendem Schweiße bedeckt, bald die Blöße des Todes, bald tiefdunkle Gluth in dem verzerrten Antlitze, mit der linken

Hand die reichen Locken des Hauptes durchwühlend, mit den Nägeln der rechten die wogende Brust verwundend."

„Die Mitternachtsstunde schlug und unter dem Verklingen des letzten Schlages war Rettlitz — ein Bettler."

„Wie ein Betrunkener taumelte er aus dem Spielsaale; wie ein Geblendeter tappte er sich an den Wänden nach seinem Zimmer fort."

„Keine Sprache, keine Feder vermag den schauderhaften Seelenzustand des Unglücklichen zu schildern, von dem er gefoltert wurde, als er wieder zur vollen Besinnung gekommen war. — Der Verzweifelnde, nicht der Reue mächtig, nicht zur Religion seine Zuflucht nehmend, stieß nur immer gräßliche Flüche gegen das Spiel aus; er rasete wie ein Wahnsinniger, er wühlte gegen sich selbst; seine Kräfte waren erschöpft, er sank mit keuchendem Stöhnen, mit wild wogender Brust auf das Ruhebett hin."

„Da trat — o unglücklichster aller Augenblicke — sein Freund Kirchberg in das Gemach. — Vor einer halben Stunde von der Jagdparthie heimgekommen und durch Rettlitz's Billet von dessen Ankunft benachrichtigt, hatte er sich kaum so viele Zeit erlaubt, die Kleidung zu wechseln und etwas kalte Küche mit einem Glas Wein zu genießen. Beflügelten Schrittes eilte er dem „goldnen Anker" zu."

„Kirchberg trat in das Gemach, aber nicht mit offenen Armen, um den ersehnten Freund an die liebende Brust zu drücken, nicht als ein Bote der Freude; er trat herein, langsam, grollenden Blickes, im Inner-

sten auf's schmerzlichste betrübt, zugleich vom Zorne aufgeregt, denn er hatte an der Thüre des Gasthofes von einem seiner Bekannten erfahren, wie unsinnig, wie unglücklich Rettlitz gespielt; aus der großen Summe, von deren Verlust ihm erzählt worden, hatte er sogleich richtig geschlossen, daß Rettlitz den ganzen Betrag der reichen Erbschaft durch seine leidenschaftliche Spielsucht vergeudet, daß er sich und die Seinigen an den Bettelstab gebracht habe.“

„Zornglühend in Blicken und Worten stand Kirchberg vor dem, von dem eigenen Gewissen, von dem Gefühle seines Verderbens, von der donnernden Strafrede seines Freundes zermalmten Rettlitz. Als aber Kirchberg sich immer mehr vom Zorne hinreißen ließ, als er, ein kräftiger, mit starkem Willen, mit lebhaftem Gefühle begabter Mann, seiner nicht mehr mächtig, Rettlitz einen Dieb an Gattin und Kindern, an sich selbst, einen Elenden, einen meineidigen Schurken nannte, da sprang Rettlitz, den schon das Bewußtseyn seiner Lage zur Verzweiflung gebracht, nun aber die schmachvollste Erniedrigung, die ihm aus dem Munde seines einzigen, seines innigsten Freundes geworden, bis zur Raserei aufgeregt hatte, von seinem Ruhebette auf, mit den Verzerrungen der Wuth in dem tiefdunkeln Gesichte, in den mordfunkelnden Tigerblicken, und warf sich auf Kirchberg, mit beiden Händen seine Kehle stoßend. Vom stärkern Gegner in eine Ecke gedrückt, von dem Ergrimmten, dessen Zorn jede Schranke gebrochen, mit geballter Faust in das Gesicht geschlagen, riß sich Rettlitz mit Anstrengung seiner letzten Kraft, mit Löwenstärke vom Kirchberg los, raffte vom nahen

Tische eine seiner beiden Reisepistolen an sich und, — die Brust von der Kugel durchbohrt, fiel Kirchberg zur Erde nieder. — Rettlitz entfloh."

„Der Knall des Schußes hatte den Oberkellner, der, nicht ferne von diesem Zimmer, so eben beschäftigt war, herbeigelockt, ihm folgten eilenden Fußes nahe wohnende Fremde, darunter ein berühmter Wundarzt aus Liverpool; dieser untersuchte mit größter Aufmerksamkeit die Wunde, erklärte sie für tödtlich, ließ Kirchberg auf das Bett bringen, zugleich zwei Aerzte rufen, und widmete sich nun ganz der Behandlung des Verwundeten."

„Auch die beiden Aerzte erklärten, daß keine Rettung zu hoffen und Kirchberg in wenigen Stunden nicht mehr sei. Das Gericht kam, um hier seines Amtes zu thun, aber der wieder zum Bewußtseyn gebrachte Kirchberg war zu schwach, um mehr zu sagen, als daß er seinen Freund Ludwig von Rettlitz mit einer gespannten Pistole angetroffen, daß er, mit dessen vor einer Stunde gehabten großem Verluste im Spiele bekannt, eine selbstmörderische Absicht vermuthet und die Pistole seiner Hand zu entwinden gesucht habe; sein Verfahren sei zu rasch, zu unvorsichtig gewesen, durch dieses habe sich die Pistole entladen, und nur er allein trage die Schuld an seiner tödtlichen Verwundung."

„Bald nach diesen, mit Anstrengung hervorgestöhnten Worten, gestärkt und aufgerichtet durch den andachtsvollsten Genuß der letzten geheiligten Wegzehrung hatte Kirchberg zu seyn aufgehört."

„Ungefähr sechs bis sieben Wochen später wurde der Förster des Lords Klamboldt, Besitzers eines Land-

gutes in der Nähe von Dover, mit besonders wildreichem Jagdreviere, durch den Standlaut (Bellen auf einer und derselben Stelle) seines Hühnerhundes aufmerksam gemacht, als er auf einer Oedung, die streckweise mit verkrüppeltem Unterholz bewachsen war, einem Gebüsche sich näherte, das ein eng verwachsenes Dickicht bildete. — Dem Laute seines Hundes folgend, drängte er sich hinein, und ein überraschender, ein mehr als befremdender Anblick ward ihm da. In der Mitte der Dickung, auf einem freien, ziemlich geräumigen Rasenplatze lag ein Mann auf dem Rücken in gerade ausgestreckter Stellung, baarhaupt, die Haare wild verwirrt, die trüben, glasigen Augen tief in den Höhlen, die erdfallen Wangen eingefallen, Hals und Brust nackt, der eine Fuß bloß, an dem andern einen löcherigen Stiefel, die Kleidung von kaum mehr kennbarer Farbe, zerrissen, von Schmutz starrend. — Bei Annäherung des Försters bemühte sich der Mann, den Kopf etwas aufzurichten und mit der rechten Hand eine Bewegung nach den Mund zu machen. — Der Arme gab das naturgetreue Bild eines dem Hungertode Nahen, eines Verschmachtenden. — Mit kaltem Fleische, Brod und Branntwein versehen, beeilte sich der gutherzige Jägersmann, ihn zu erquicken, zu stärken, doch that er dieses mit sehr weiser Vorsicht; er flößte ihm das gebrannte Wasser ein, aber öfters und davon immer nur einen sehr mässigen Schluck, er reichte ihm Braten und Brod, aber nur in kleinen, sich nach und nach wiederholenden Bissen. — Ein rauher Weidmann, aber gegen jeden Leidenden ein Samariter im Herzen und in der That, war der Förster gleich entschlossen,

dem Fremden, welchen er für einen Bettler aus der Ferne hielt, der hier ein Opfer des Hungers, irgend einer Krankheit ohne baldige Hilfe geworden wäre, eine Stätte liebevoller Pflege zu geben. Er ermahnte ihn, sich aufzurichten, sich auf ihn zu stützen und mit ihm zu gehen in das nicht ferne Forsthaus, wo ein gutes Ruhelager, eine nahrhafte Kost ihm werde. Der Bettler starrte mit matten Blicken vor sich hin; er sprach kein Wort, er machte keine Bewegung, der Förster aber auch nicht viel Federlesens; ihn rasch umfassend, warf er das lebendige Gerippe auf die kräftige Schulter und trabte mit seiner wenig gewichtigen Last dem Forsthause zu."

„Des Försters Ehefrau, die herzensgute, mildthätige Adelheid, besorgte, daß der unerwartete Gast mit frischer, reiner Wäsche angethan, mit nahrhafter Suppe und einem Glase Wein gestärkt wurde. Bald nach dem Genuße so wohlthuender Erquickung war der Arme in tiefen Schlaf versunken. — Jetzt durchsuchte der Förster die zerfetzte, durch Abnutzung und Schmutz dem Lumpenhändler angehörige Kleidung, in der Hoffnung, irgend Etwas zu finden, was ihm über seinen Fündling einiges Licht geben könne; seine Hoffnung war nicht getäuscht; er fand in der Seitentasche des Oberrockes eine Brieftasche, darin eine Banknote von 20 Pfd. Sterling und einen Reisepaß; der Besitzer dieses Documents, der von Elend und Hunger bis zum Gerippe abgemagerte, mit Bettlerhülle bekleidete, dem höchsten Elend verfallene Mann war — Ludwig von Rettlitz."

„Daß sein Fündling, wie man im gemeinen Leben

sagt, verrückt, oder — nach der eigentlichen Bezeichnung — durch die Störung des freien Selbstbewußtseyns außer Stand gesetzt sei, seine innern Empfindungen von äußern sinnlichen Eindrücken zu unterscheiden, daran durfte der Förster nach einem eintägigen Zusammenseyn mit Rettlitz nicht zweifeln. Der Unglückliche war eine Beute der in Wahnsinn übergegangenen Melancholie höhern Grades, eines Zustandes von gänzlicher Geistesverrücktheit, mit wirklicher Narrheit verbunden; — er war bald von allgemeiner körperlicher Stumpfheit befallen, bald von Angst, von Sehnsucht gemartert, ohne Ruhe, zum steten Umherirren genöthigt. — Er sprach selten, äußerst wenig; in seinen Reden war kein Zusammenhang, entweder die Aeußerung von Angst, im Spiele sein vieles Geld zu verlieren, oder ein heißes Sehnen nach Vereinigung mit seinem Freund, — den Namen nannte er nie — der beim Scheitern des Schiffes im Meere ertrunken war."

„Sorgliche Pflege und gute Nahrung, — Rettlitz aß viel und immer hastig — hatten binnen einigen Wochen das klapperdürre Gerippe wieder zu einer wohlaussehenden Gestalt abgerundet. Jetzt gab der edelmüthige Förster sich selbst das wohlverdiente Zeugniß, an dem Fündling gethan zu haben, was nur der wahre Christ an dem Nächsten thut, und beschloß, ihn an Ort und Stelle zu schaffen. Der in München von der Landesregierung ausgefertigte, dort von der englischen Gesandtschaft mitunterzeichnete Reisepaß gab die Stadt Plymouth als den Wohnort und das Rückreiseziel des Ludwig von Rettlitz an; dort mußte dieser seine Familie, oder seine Eltern, auf jeden Fall seinen

Wohnsitz haben; so vermuthete der Förster, und auf diese Vermuthung hin, — denn aus den höchst sparsamen, dann immer sinnverwirrten Reden des Unglücklichen konnte man nicht klug werden — ließ er seinen alten, fetten Schimmel an den leichten Korbwagen spannen, setzte in diesen den stumpfsinnigen, nur immer vor sich hinstarrenden Rettlitz, der wie eine Maschine, wie ein Automat in Bewegung gebracht werden mußte, bestieg den Vordersitz und das Wägelchen rollte auf der Straße nach Plymouth dahin. — Gleich bei seiner Ankunft in dieser Stadt übergab der Förster den Irren an seine Familie, lieferte an Arabella die Brieftasche mit der darin vorgefundenen Banknote von 20 Pfd. Sterling, und war nicht zu bewegen, auch nur die geringste Entschädigung für Bewirthung und Reisekosten, für den guten Anzug, womit er Rettlitz bekleidet hatte, anzunehmen. — Gottes Segen dem edlen, hochherzigen Menschenfreund."

„Schon nach zwei Jahren ging Arabella, ein Opfer ihrer Liebe, des Kummers, der bittersten Noth, in ein besseres, wohl verdientes Leben über. Vier durch die Spielsucht des Vaters verwaiste Kinder standen am frühen Grabe der besten Mutter. Die beiden Töchter dienen gegenwärtig als Stubenmädchen im Hause des Lord-Majors, die beiden Söhne stehen als Unteroffiziere in einem Artillerie-Regimente. Der Stiefbruder von Arabellas Vater, ein in den Ruhestand versetzter Beamter, hat sich hier niedergelassen und seinen unglücklichen Vetter zu sich genommen. Die Pflege, die Behandlung, welche Rettlitz im Hause seines mildherzigen Wohlthäters genießt, ist die beste, die

liebevollste, und sein einziges Geschäft, am Morgen und Abend die Zeitungen zu holen. — Auf diesem Geschäftsgange hast du nun den Mann gesehen, der, im Besitze der edelsten, liebenswürdigsten Gattin, Vater von vier hoffnungsvollen Kindern, Herr eines bedeutenden Vermögens, früher durch seine, nur wenige Jahre unsinnig geübte Spielsucht, erlegt durch Befriedigung dieser Leidenschaft während der Dauer von einigen Stunden die edelste Gattin in das Grab gestürzt, seinen vier Kindern ihr einstiges Vermögen entrissen und sich dem furchtbarsten aller Uebel, dem Wahnsinne, als rettungslosen Sklaven überliefert hat."

„Dieses ist die gedrängte Geschichte des Ludwig von Rettlitz, der ich nur noch einige Worte aus dem Herzen und der Feder eines unserer vortrefflichsten Jugendschriftsteller anfügen und dir, mein theuerer Sohn, zur tiefen Beherzigung empfehlen will."

„Das schädliche, gottverhaßte Laster der Spielsucht herrscht heute noch in ungezähmter Macht. — Der Spielsüchtige spielt, würde er die wichtigsten Geschäfte versäumen; er spielt — und wenn er die ganze Welt am Sonntage vor Gottes Thron in Anbetung hingesunken sähe, er würde spielen."

„Es weint die Armuth um Hilfe jammernd vor der Spielers; sein Herz ist verschlossen dem Mitleiden; er spielt. — Die Geldsummen, welche er wagend dem Ungefähr eines Augenblicks anvertraut, sie könnten das Glück einer dürftigen Familie machen; sie könnten eine Wittwe mit ihren hungernden Kindern von der Verzweiflung retten, — er spielt. Vielleicht ist schon sein eignes Vermögen schwer zerrüttet; vielleicht drückt ihn

schon die Last der Schulden; vielleicht darben in seiner freudenlosen Wohnung Weib und Kinder; die Gattin ruft vergebens den Gatten, die Kinder schreien vergebens nach dem Anblick des Vaters — er spielt."

„Mit diesem abschreckenden, aber getreu-wahren Stifte zeichnet der weise, fromme, erfahrne Jugendfreund den Spielsüchtigen, und ich, mein guter, mein geliebter Konrad, ich sage dir aus der Tiefe meiner bewegten Seele: „Fliehe die Gesellschaften, die Gemächer, die Gelegenheiten, welche für dich verführerisch seyn könnten, und wo du dem Triebe, der Anreizung, dein Glück im Spiele zu versuchen, zu widerstehen nicht vermöchtest: Meide selbst kleine Spiele; sie werden nur ein Verlangen nach Größeren in dir anfachen und ernähren."

„Immer schwebe vor deinem innern Auge das grauenvolle Bild des unglücklichen Rettlitz, immer walte in dir der Gedanke: daß auch der glücklichste Spieler zuletzt die Ruhe seiner Seele verspielt, und die Ruhe der Seele sei dir heilig, wie des Vaters ewiges Wort."

Eilftes Kapitel.

Das Gespenst auf dem Dachboden.

Nach Beendigung eines Geschäftes, welches Konrad für seinen Pflegevater in dem Städtchen Newloyd zu besorgen gehabt, wurde er auf dem Heimritte durch den plötzlichen Ausbruch eines starken Gewitters gezwungen, im Wirthshause des Dorfes Kleenwool, —

das er so eben erreicht hatte, Unterkunft zu suchen. — Er fand für sein Pferd einen guten Stall, für sich im obern Geschoße ein freundliches, bequem eingerichtetes Stübchen, erklärte aber, sein Abendbrod in dem allgemeinen Gastzimmer verhzeren zu wollen, da er hoffte, dort eine Gesellschaft zu finden, aus deren Gesprächen er vielleicht manches Nützliche erlernen könne. — Aber seine Hoffnung wurde nicht erfüllt; nur ein einziger Gast, ein ältlicher, wohlgekleideter Mann, saß da an einem Seitentischchen bei einer Flasche Porterbier, der seine anständige Begrüßung mit einem stummen Kopfnicken erwiederte, während er sich eine Pfeife stopfte, dann mächtige Wolken in die Luft hinaus dampfte, und dazu die Zeitung las.

Konrad war gerade mit seinem Abendessen zu Ende, als ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann, von vier jungen Burschen gefolgt, in das Gastzimmer trat, alle mit tüchtigen Knitteln bewaffnet; sie nahmen an einem abgesonderten Tische Platz und flüsterten zusammen, wie auch mit dem Wirthe, der gleich bei ihrem Eintritte sich beeilt hatte, ihnen Brod, kalten Braten und volle Kannen nebst Gläsern vorzusetzen. — Plötzlich stürzte eine Weibsperson in die Gaststube, bleich bis an die Schläfe, kaum vermögend die Worte: „Jetzt geht es wieder los," über die zitternden Lippen zu bringen. — Konrad hatte diese Worte mit Befremdung gehört, die sich aber mehrte, als er bei dem Zurufe der Dirne den Wirth und seine vier Gesellschafter sah, als er bemerkte, daß sie einander anstarrten, mit Augen, aus denen der Schrecken, die Furcht sprach, die Gläser bis an den Rand füllten und hastig leerten, die Knit-

tel schlagfertig hoben und die Gaststube verließen, mit zögernden Schritten, einer nach dem andern, bis auf den Wirth, der sich am Schenktische bei der Thüre Etwas zu schaffen machte, diese aber manchmal leise öffnete und hinaushorchte.

In der Gaststube herrschte Grabesstille. Konrad, wie auch der ältliche Gast saßen schweigend, geräuschlos, harrend der Dinge, die da kommen sollten.

Da polterte es die Treppe herab, die Hausthüre wurde aufgerissen und man vernahm das Laufen mehrerer Fliehenden. „Lieber Himmel, — rief der Wirth und rang die Hände, — wenn die nicht Stich halten, die beherztesten im Dorfe, — wie wird es dann werden?" — Mit den Zeichen tiefer Betrübniß setzte er sich in einen Winkel und starrte vor sich hin.

Sah Konrad einen Menschen leiden, so wallte sein nächstenliebendes Herz jederzeit in warmer Theilnahme auf; er konnte keinen Seufzer hören, keine Thräne gewahren, ohne nach der Veranlassung solcher Seufzer, nach der Quelle solcher Thränen auf die zarteste Weise zu forschen und seine möglichsten Dienste anzubieten. So that er auch jetzt. Der Wirth hörte die Worte der Theilnahme, das Anerbieten jeder möglichen Liebesdienste schweigend an; dann sprach er mit gebrochener Stimme: „Ach, das Gespenst, — das Gespenst!"

Konrad prallte zurück; er glaubte, nicht richtig gehört zu haben; als aber der Wirth seinen Klageruf wiederholte, wäre Konrad in ein lautes Gelächter ausgebrochen, hätte er sich nicht gleich besonnen, daß ein solches Gelächter den armen Mann nur beschäme, ihn aber nicht von seinem einfältigen Aberglauben be-

freie. Er fragte demnach auf eben so ernste als liebreiche Weise, welche Bewandtniß es mit dem vermeintlichen Gespenste habe. Der Wirth erzählte:

„Es sind bald fünf Jahre, daß ich mich mit der Krämerstochter aus dem nächsten Dorfe verheirathete. Auf eifriges Zureden ihrer Eltern', welche nicht das Glück ihres Kindes, sondern nur mein Vermögen im Auge hatten, und in Folge harter Behandlung ob ihrer Weigerung gab sie mir ihre Hand. Unsere Ehe war gerade keine unglückliche, aber auch keine freudenvolle. Vor siebenzehn Tagen starb sie am Schlagfluße. Ich hielt ihr ein sehr anständiges Leichenbegängniß, und beweinte ihren Tod mit aufrichtigen Thränen, denn sie war immer gut, willig und still, ich aber gegen sie oft roh und ungerecht."

„In der Nacht des verflossenen Sonnabends vernahm ich, als Haus und Strasse ganz ruhig geworden, ein noch nie gehörtes Geräusch auf dem über meiner Schlafstube befindlichen Dachboden; es war, als springe ein Kind umher; von Zeit zu Zeit geschah ein Schlag auf die Diele; ein heftiges Kettengerassel war ganz deutlich zu unterscheiden, dann ein Schnurren und Pfutschen. — Es trat längere Zeit wieder Ruhe ein, dann vermehrte sich neuerdings dieses sonderbare Getöse, und so dauerte es abwechselnd fort bis zu Tagesanbruch. — Das war kein weltliches Rumoren; das konnte nur von einem Geiste, nämlich von einem Gespenste herrühren. Ich konnte kein Auge schließen; alle meine Glieder waren gelähmt, mir gebrach die Kraft und — aufrichtig gestanden — auch der Muth, mein Bett zu verlassen, und auf den Dachboden

zu gehen, um diesen Spuck zu erforschen. Von Augenblick zu Augenblick wurde in meinen Innersten die Ueberzeugung fester, daß der Geist meiner verstorbenen Ehefrau sein Wesen treibe, um mich zur Strafe für meine öftere Hartherzigkeit auf den Tod zu ängstigen."

„Meine Ueberzeugung theilten auch meine Nachbarn, denen ich gleich am Morgen diese schreckhafte Erscheinung verkündigt hatte. Sie versicherten, daß der Geist nächstens in meine Stube kommen werde, um mir zu vertrauen, was ihn noch belaste; ihr Rath war, den Tisch mit Schreibzeug und Papier zu besetzen, damit der Geist sein Anliegen niederschreiben könne, und ich nicht die Angst auszustehen habe, mit ihm reden zu müssen. Der Rath gefiel mir, und ich befolgte ihn. Aber der Geist kam nicht zu mir, sondern blieb auf dem Boden, wo er weit ärger herumpolterte und rasselte, als in der verflossenen Nacht. Ich bat unter meinen Freunden diejenigen, welche mir als die muthvollsten bekannt waren, die gestrige Nacht mit mir in meiner Schlafstube hinzubringen; aber sie erbleichten und zitterten wie ich, als gleich nach der im Hause und auf der Gasse eingetretenen Stille auf dem Dachboden das schauderhafte Gelärm losbrach. Doch mein nächster Nachbar, der Seifensieder Roger, früher ein recht tapferer Soldat, der hochgewachsene breitschulterige Mann, den sie vorhin dort am Tische in Gesellschaft von drei jungen Burschen gesehen, — behauptete, hier sei Betrug im Spiele, und er ruhe nicht, bis er der Sache auf den Grund gekommen sei, deßhalb wolle er diese Nacht nicht in meiner Stube

zubringen, sondern auf dem Speicher steigen, sobald man ihn berichte, daß der Spuck angegangen sei; sogleich erboten sich die drei Bursche, ihm zur Seite zu bleiben. Ich versprach ihnen vier Sonntagsabende nacheinander freie Zeche und jedem noch besonders 6 Schillinge, wenn sie den Geist erlösen und mir Ruhe verschaffen."

„Ach wie erblaßten die Maulhelden, als die Magd, die ich an der Bodentreppe auf die Lauer gestellt hatte, ihnen den Anfang des Rumorens meldete. — Und wie sie davon gelaufen sind, die Hasenfüße, daß bald die ganze Treppe unter ihnen eingestürzt wäre, — haben sie selbst gehört. — Nun weiß ich kein Ende meiner Noth und meines Elendes."

„Dieser Noth will ich unter Gottes Beistand möglichst abzuhelfen suchen — sprach Konrad und trat an den Wirth heran. — Mit großen Augen starrte dieser ihn an. — „Wie, das wollten sie?" — fragte er, und seine Miene verrieth eben so vieles Staunen als Unglauben. — Ein Jüngling — wie sie, — hätte so vielen Muth, einem Geiste in den Weg zu treten?" —

„Wie mich Vernunft und Religion lehren, — entgegnete Konrad — über Geisterglauben und Geisterfurcht zu denken und darnach zu handeln, werde ich wohl jetzt Gelegenheit haben, durch die That zu beweisen, und den Muth, mit diesem vermeintlichen Geiste eine ritterliche Lanze zu brechen, gibt mir eine vernünftige Herz und Geist bildende Erziehung, die ich genossen, ein reines Gewissen, ein festes Vertrauen auf Gott und das Selbstgefühl zureichender Körperkraft, irgend eine Gefahr bestehen

und sie besiegen zu können. Dieser, wie ich ahne, nur scheinbaren Gefahr muß nun sogleich begegnet werden, daher seien sie, Herr Wirth, so gefällig, mich auf ihren Speicher zu führen und mit einem kurzen aber tüchtigen Knittel zu versehen." — Letzteres geschah sogleich, aber das Hinführen auf den Speicher lehnte der Wirth ab und übertrug es der Magd, die eine Heldin gegen ihren feigen Gebieter, sogleich die Kerze einer Laterne anbrannte, und vor Konrad her die Treppe frischen Schrittes hinaufstieg. An ihrer untersten Stufe blieb der Wirth und zu ihm gesellte sich der ältliche Gast, noch immer schweigsam und gemüthlich sein Pfeifchen schmauchend. —

Als Konrad mit der Magd im ersten Geschoße an die Stiege gekommen war, die, mit einer Thüre verschlossen, zum Dachboden führte, blieb er stehen, um zu horchen. — Ein bald mehr, bald minder geräuschvolles Kettengeklirre, sonderbare Töne ließen sich vom Dachboden her deutlich vernehmen. Konrad öffnete die Thüre, aber so leise auch dieses geschah, so verstummte doch im Augenblicke das Geräusch, plötzlich aber hörten die Lauschenden flüchtige Sprünge und das rasselnde Dahinschleifen einer Kette auf den Dielen des Speichers. Jetzt entledigte sich Konrad seiner mit Sporen versehenen Stiefel und schlich auf Socken die Bodentreppe hinauf, nachdem er der Magd zugeflüstert hatte, die Thüre ganz leise zu schließen, hier zu ververweilen und bei seinem Rufe nach Licht sogleich ihm zu folgen. —

Durch die vielen geöffneten Fenster des Speichers goß der Vollmond sein klares Licht so reichlich, daß

Konrad die ganze Oertlichkeit aufs deutlichste übersehen konnte. — Der Boden war von allem Geräthe frei, nur auf einer Stelle dicht am Dache eine offene Kiste sichtbar. Konrad hatte sich im Schatten des die Mitte des Speichers durchragenden Schornsteines so gestellt, daß er Alles übersehen und sich frei bewegen konnte.

Grabesstille waltete auf dem Dachboden, im ganzen Hause; die Lauscher hielten den Athem an sich, der Wirth aus Furcht, die Magd, der Fremde aus Neugierde. — Da fiel auf dem Speicher ein dröhnender Schlag, — ihn folgte der schnelle Ruf: „Licht herbei!" — und bald kam, von der lachenden Magd vorgeleuchtet, Konrad, in der ausgestreckten Rechten ein langes, zottiges Thier am Genicke tragend, von dessen Halse eine lange schwere Kette herabbaumelte. — Der spuckende Geist der Wirthin zum blauen Fisch war ein — Pavian. —

Die Sache verhielt sich so: Eine gute Weile hatte Konrad im Schatten des Schornsteines dem Erscheinen des vermeintlichen Geistes entgegengeharrt. Jetzt ließ sich aus einem Winkel des Speichers ein leises Geklirre vernehmen, das sich langsam herannäherte. Der Winkel und dessen Umgebung war zu dunkel, um die Veranlassung dieses Klirrens, welches Konrad gleich als das Klirren einer nachgeschleiften Kette erkannte, Anfangs zu erkennen. Nicht ferne von diesem Winkel, beleuchtete der Mond durch eines der größten Dachfenster einen geräumigen Platz mit klarem, fast sonnenhellen Lichte. In dieses trat jetzt das klirrende Wesen und aus dessen verschiedenartiger Bewegung und Stellung erkannte es Konrad als ein der Gattung Affen angehörendes Thier.

Jetzt hatte das Thier die Kiste erreicht; es sprang auf den Rand, tauchte den struppigen Kopf in die Tiefe und fraß von dem darin bewahrten Backobste. Konrad schlich dahin im Rücken des gierig fressenden Affen. Schon hatte Konrad den knittelbewaffneten Arm gehoben, um den Schmausenden, sollte es ihm nicht gelingen, durch ein rasches, festes Anpacken beim Genicke seiner habhaft zu werden, durch einen mässigen Schlag zu betäuben. — Da knirschte unter Konrads leisesten Tritten der Sand, der um die Kiste lag. — Das Umwenden des Affen nach dem Geräusche zu, das Hinspringen auf den unberufenen Störer seines Schmauses mit gefletschten Zähnen war das Werk eines Augenblickes. Eben so behende hatte Konrads linke Hand die Kehle des Affen umschlossen, aber seine Kraft war nicht hinreichend, das bis zur Wuth ergrimmte Thier zu bändigen; ein gegen Konrads Willen zu starker Schlag des wuchtvollen Knittels, und mit zerschmettertem Schädel streckte es sich in seines Töbters nerviger Faust.

Bei genauer Besichtigung in der Wirthstube erkannte der in der Zoologie (Beschreibung der Thiere nach ihren äußern Merkmalen) gründlich bewanderte Konrad in diesem Thiere den Bären-Hundskopf, eine Art der Gattung aus der Affenfamilie Meerkatze, einheimisch in Süd-Afrika. Wie innig dankte er Gott für die Gnade, ihm zur Tödtung dieses Thieres Fassung und Kraft verliehen zu haben, denn der Bären-Hundskopf ist unter allen den tückischen und bissigen Pavianen der unbändigste und wildeste, im Zustande der Gefangenschaft selbst dem Wärter, der ihn jahre-

lang gepflegt und gefüttert, immer höchst gefährlich, am gefährlichsten in seiner Heimath den Weibern und Kindern, da er sich nicht durch das Knallen eines Schußes, nicht durch Feuer, auf ihn geschleudert, von einem Angriffe oder einer Verfolgung abtreiben läßt, und seine Beute jämmerlich zerfleischt.

Was Konrad aus der langen, schweren, dem Pavian um den Hals mittelst eines Eisenrings befestigten Kette vermuthete, — daß er in einer Menagerie sich losgerissen und auf diesem Speicher seinen Versteck genommen habe, erwies sich als gegründet, denn wenige Tage darauf verbreitete sich die Kunde, daß dieser Pavian, im Schlosse des reichen Lord Poolwith in einem umgitterten Raume angekettet, von Hunden, die durch die Nachlässigkeit seines Wärters dahin gekommen, so in Wuth gebracht wurde, daß er seine Kette abriß, ein Paar Hunde tödtete und dann entlief.

Der Pavian war erschlagen und mit seinem Tode der vom thörichten Aberglauben erzeugte, spuckende Geist spurlos verschwunden.

Zwölftes Kapitel.

Heinrich oder Gottvertrauen.

Am Morgen des folgenden Tages regnete es in Strömen, als Konrad sein Schlafgemach verließ, um im Gastzimmer zu frühstücken und dann, bis die Witterung günstiger werde, in einem nützlichen Buche zu lesen, wovon er auf Spaziergängen, wie auch auf seinen

kleinen, in Angelegenheiten des Pflegevaters öfters vorkommenden Reisen immer mit sich führte. — Beim Eintritte in die Gaststube kam ihm der ältliche Fremde entgegen, der am verflossenen Abend so schweigsam gewesen und blos mit seiner Tabakpfeife und den Zeitungen sich beschäftigt hatte.

„Sie haben gestern — sprach er mit freundlichem Lächeln und faßte Konrads Rechte in seine beiden Hände — eine Geistesgegenwart, einen Muth bewiesen, wodurch ich um so mehr gezwungen wurde, sie zu achten, zu bewundern, als sie noch nicht einmal dicht an der Schwelle zwischen Jüngling und Mann stehen. Glückliche Eltern, die sich solch eines Sohnes erfreuen; wären sie der meinige, ich würde sie mit Stolz und Wonne an das Vaterherz drücken."

„So verpflichtet ich ihnen für ihre gute Meinung bin — entgegnete Konrad im Tone und mit dem sanften Erröthen der Bescheidenheit — so sehr bin ich überzeugt, daß das Wenige, was ich gethan, auch die That eines Jeden seyn würde, der schon in früher Jugend die heilsame Lehre empfangen und sich eingeprägt hat, daß Gott in seiner Allmacht und Weisheit zwar viel thue, was wunderbar sei und der beschränkte Menschenverstand nicht zu begreifen und zu enträthseln vermöge, daß aber das allerhöchste Wesen zu groß sei, um die Seelen der Verstorbenen als spuckende Gespenster die Menschen zu beunruhigen und gefährden zu lassen. — Der thörichte, unter Kindern und Unwissenden, unter leichtgläubigen, schwachen Menschen verbreitete Glaube an spuckende Geister, an Gespenster erzeugt die Gespensterfurcht, die dem Fortschreiten in der Kenntniß der

Natur und der Weisheit des Schöpfers so hinderlich ist. — Sie wird aber nicht herrschen über Jene, die von Kindheit an einen christlich-vernünftigen Unterricht erhielten, zu verständigen Menschen heranwuchsen, genügende Kenntnisse von den Kräften, von der täuschenden Macht der Natur haben und den geheiligten Weg würdiger Vorstellungen von der Gottheit wandeln. — Die Gespensterfurcht äußert sich schon in der ersten Kindeszeit, wo das Kind noch keine Begriffe von Geistern und Gespenstern hat; sie wird leicht in dem Kinde vergrößert und befestigt durch künstlich-grauenhafte Erzählungen, welche leider von Müttern, Erzieherinnen und Mägden im Kreise von Kindern so gerne ausgekramt werden und die traurige Folge haben, daß selbst betagte, einsichtsvolle Leute, wenn sie auch ferne von allen Thorheiten des Aberglaubens sind, oft von einem Grauen, von einer unwillkürlichen Furcht vor Dingen, an deren Daseyn sie nicht glauben können, befallen werden."

„Mein weiser, unvergeßlicher Lehrer hat mich durch Worte und Beispiel, wie auch aus religiösen Schriften gelehrt, jede Furchtsamkeit schon in ihrem kleinsten Keime zu ersticken und mich zu kräftigen gegen sie durch Unterdrückung der zu lebhaften Vorstellungen von einer äußern Gewalt, die meine eigene Kraft übersteigen könnte, und durch Vermehrung meiner Kenntnisse von den eigentlichen Verhältnissen der Außenwelt. Er hat mich aber auch gelehrt, eine Furcht zu lieben und sie in meinem Innersten immer lebendig zu erhalten, — die Furcht Gottes."

„Aus der Gottesfurcht ersprießt die Tugend, die

Seelenruhe, das Glück des Lebens, die Kraft in der Todesstunde."

„Die Gottesfurcht ist die geheiligte Mutter des Vertrauens auf Gott, und diese die Schöpferin des Muthes in Drangsalen, Leiden und Gefahren, auf dem Schlachtfelde, im edelsten Kampfe für unterdrückte Unschuld und Gerechtigkeit, auf dem sturmbewegten Meere."

„Mir ganz aus der Seele gesprochen, edler, frommer Jüngling — rief der Fremde mit helltönender Stimme aus und umfaßte Konrad, wie der Vater den geliebten Sohn umschlingt. — Dann sprach er wie vor sich selbst hin: Ja, — die Kraft und die Segnungen der Gottesfurcht, des Vertrauens auf Gott haben sich an dir bewährt, an dir, du mein gottesfürchtiger, gottvertrauender Heinrich — sie haben dein Herz mit Heldenmuth gestählt unter den furchtbarsten Schreckgestalten des Todes, in der grauenvollsten Stunde deines Lebens." — Thränen rannen über seine gefurchten Wangen, und seine Hände falteten sich wie zum Gebete und das umflorte Auge erhob sich nach Oben."

„Sie sind betrübt, — sie weinen?" sprach Konrad mit warmer Theilnahme.

„Diese Thränen, entgegnete der Fremde mit verklärten Blicken, gehören nicht der Betrübniß, nicht dem Schmerze, sie fließen der freudigen, das Herz hoch erhebenden Erinnerung an einen Tag aus dem vielbewegten Leben meines Bruders Heinrich, an welchem er auf eine an Wunder grenzende Weise dargethan hat, was der Mensch vermag, der mit Gott und in Gott lebt. Setzen sie sich an meine Seite; ich will ihnen die höchst merkwürdige Begebenheit mit treuer Wahrheit erzählen."

Sie nahmen Platz an einem Tischchen; der Fremde ließ eine Flasche Wein kommen, füllte die Gläser und Beide leerten sie auf das Wohl des Helden der folgenden Erzählung:

„Ich heiße Peter Hoost, war Schiffskapitain und lebe seit einigen Jahren in Canterbury, im Genuße einer reichlichen Pension, im Kreise einer mich liebenden Familie. Viele Jahre habe ich auf der Flotte gedient, aber stets vom himmlischen Vater beschirmt und geschützt, habe das rauhe, gefahrvolle Seemannsleben mitgemacht, unverwundet in den blutigsten Gefechten habe ich die Meere durchschifft, ohne jemals zu scheitern, ohne Schiffsbrand, ohne Meuterei meiner untergebenen Mannschaft. Ihm sei Dank und Preis."

„Es sind jetzt gerade eilf Jahre, als ich den Befehl bekam, mit dem „Adler", einer kleinen Brigg,*) die ich damals kommandirte, gegen einen Seeräuber auszulaufen und zu kreuzen, der den Küstenbewohnern eben so gefährlich war, als den Handelsschiffen. — Eine kleine, nur von wenigen Fischern bewohnte Insel in der Nähe von San Jago wurde mir zur Station angewiesen, wo ich aber schon am ersten Tage nach dem Landen so erkrankte, daß ich das Kommando der Brigg meinem Lieutenant, Nikolaus Schoutens, einem gebornen Niederländer, übergeben und in einer der Schifferhütten am Strande mein Krankenlager aufschlagen mußte. Ich glaubte über das Schicksal meiner Brigg ganz unbesorgt seyn zu dürfen, da ich

---

*) Handelsschiff mit zwei Masten, auch Kriegsschiff, wo es 10 Kanonen führt.

Schoutens als einen thätigen, einsichtsvollen, von der Mannschaft geliebten Offizier zur Genüge kannte."

„Eines Abends, als der Adler bewegungslos auf dem ruhigen, spiegelblanken Meere lag, bemerkte Klaus Mynke, der Steuermann, eine kleine, dunkle Wolke, die auf der Seite des Backbord*) über dem Lande hing. Die Wolke wurde immer größer und dunkler, und Mynke, von einer bösen Ahnung beunruhigt, meldete dem Lieutenant Schoutens, der in seiner Kajüte mit Schreiben beschäftigt war, durch die Lücke hinunter, daß der Landwind stark werde und die Wolken immer schwärzer sich thürmen."

„Gleich werde ich auf dem Deck**) seyn; sei nur recht aufmerksam! rief Schoutens aus der Kajüte***) herauf. — Mit diesem Rufe trat bei der Schiffsmannschaft, die sich bisher schwätzend und scherzend unterhalten hatte, plötzlich ein auffallendes, gleichsam unheimliches Stillschweigen ein. Nicht ein Wort wurde mehr gehört."

„Da stürmte ein furchtbar starker Windstoß gegen die Brigg heran, riß das Ankertau entzwei und stürzte den Adler so schnell um, daß Lieutenant Schoutens, der beim Zerreißen des Ankertaues die letzten Sprosse der Kajütenleiter erklommen hatte, kaum noch Zeit erübrigte, den Fuß auf das Deck zu setzen, denn in diesem Augenblicke sank der Adler, um nie wieder dahin zu ziehen auf den Fluthen der Gewässer."

---

*) Linke Seite des Schiffes.

**) Verdeck des Schiffes.

***) Schiffszimmer.

„Mit der Brigg waren zwei Matrosen gesunken, rettungslos verloren, die übrige Bemannung der Brigg, noch 23 Mann zählend, schwamm dem Boote zu, das sich von der Brigg abgelöst hatte und auf den Wellen trieb. — Mit dem Sinken des Adlers hatte sich der Sturm wie auf Zaubers Wink gelegt; eine vollkommene Stille war eingetreten und des Mondes glänzendes Licht beleuchtete 23 todtbleiche, angstverzerrte, von Meerwasser triefende Gesichter."

„Das Boot, geräumig genug, um Alle aufzunehmen, ward erreicht. Die Begierde nach Rettung war zu heftig; viele wollten zugleich sich hineinschwingen, unvernünftiger Weise Alle auf einer Seite; das Boot, schon halb mit Wasser gefüllt, schlug um, und es waren wieder vier Matrosen, die in den Tiefen des Meeres spurlos verschwanden."

„Richtet das Boot auf!" — riefen Alle heftig durcheinander. — Zwei Mann, Schuikens und Bloom, steigen hinein, um es auszuschöpfen, die übrigen bleiben auf beiden Seiten im Wasser und hängen sich an den Dolbord. *) Ist das Boot im Stande, so besteigen es immer zwei Mann zugleich. Frisch an's Werk! So befahl der Lieutenant Schouitens mit einer Geistesgegenwart und Ruhe, als kommandire er auf dem festen Lande. Die Mannschaft that nach seinem Befehle; selbst in dieser todtgefährlichen Lage war der Gehorsam und die Achtung für den geliebten Vorgesetzten bei der wackern Mannschaft in voller Kraft."

„Schuikens und Bloom hatten das mühsam auf-

*) Einfassung des Schiffes um das Verdeck.

gerichtete Boot bestiegen, um es mit ihren Hüten auszuschöpfen. Ihre rüstige Thätigkeit hatte das anstrengende Werk zur Hälfte vollendet. Ein Matrose stieß ein furchtbares Angstgeschrei aus; er wies mit zitternder Hand auf eine Stelle des Wassers hin; Aller Augen folgten der Weisung, und Aller Herzen drohten stille zu stehen bei dem Erblicken der schreckhaften Erscheinung, die sich darbot; es waren die Rückenflossen eines Haifisches, die sich in geringer Entfernung zeigten. — Alle kannten dieses entsetzliche Raubthier mit dem furchtbaren, Menschen verschlingenden Rachen, mit der ungeheuern, fast unglaublichen Stärke seiner Kiefern und seines Schwanzes, mit dem unstillbaren Blutdurste, der nichts achtenden Verwegenheit, immer den Schiffern nachzuziehen, um Leichen, die in's Meer versenkt werden, um Leute der Schiffsbemannung, die sich im Meere baden, oder solche, die über Bord fallen, sogleich zu verstümmeln und zu verschlingen."

„Dieser so gefürchtete Anblick zerriß im Augenblicke alle Bande des Gehorsams und der Unterwerfung unter die Befehle ihres Vorgesetzten. Jeder dachte an Nichts, als an seine Rettung aus der todtgefährlichen Nähe dieses Raubthieres, und so wollte Jeder zuerst in das Boot. Es ward neuerdings umgeworfen. Hatten sich Einige auf dieses geschwungen, so wurden sie fast im nämlichen Augenblicke von Nachdrängenden wieder in die See gestossen. Es geschahen die heftigsten Anstrengungen, sich auf dem Kiele *) zu erhalten, oder

*) Kiel, der unterste lange Grundbalken des Schiffes, gleichsam der Rückgrat des Schiffbodens, der dem ganzen Gebäude zur Grundlage dient.

ihn zu erklimmen; dadurch wurden die Unglücklichen in ihren Kräften geschwächt."

„Der Hai war verschwunden. Den Vorstellungen des Lieutenants Schouitens war es gelungen, die Mannschaft in Ordnung zu halten und das Aufrichten des Bootes, ihr einziges Rettungsmittel, zu Stande zu bringen. Vier Mann schöpften, in kurzen Zwischenräumen von ihren Kameraden abgelöst."

„Nahe am Boote ließ sich ein Geräusch hören; eine gedrängte Masse von mehr denn zwanzig Haien schwamm heran. — Der Schrecken lähmte alle Hände im ersten Augenblicke; die Todesgefahr gab neue Kräfte, aber sie wurden ohne Ueberlegung gebraucht und das Boot ward abermals umgestürzt."

„Die Haie trieben ein grausames Spiel; sie schwammen zwischen den zitternden Männern umher; sie schnellten hoch auf über die Wasserfläche, scherzten unter einander und rieben sich mit blutgieriger Lust an ihren, ihnen sichern Opfern. Ein gellender Schrei verkündigte, was geschehen war. Ein Hai hatte das Bein eines Matrosen abgebissen, mit einem einzigen Drucke, wie man den Stengel einer Blume knickt. — Jetzt hatten die Raubthiere Blut gewittert, und ihr Gelüste nach Menschenblut ward zur rasenden Gierde."

„Schouitens kannte die Natur des Haifisches und seine Scheu vor einem Geräusche im Wasser; er rieth der Mannschaft, sich am Bord des Bootes mit den Händen festzuhalten, und mit den Füßen so geräuschvoll als möglich zu plätschern. Die Leute thaten es; die Haie stoben auseinander, und das Ausschöpfen des Bootes war bereits so weit gediehen, daß die wieder

ermuthigte Mannschaft nach allenfalls einer Viertelstunde das rettende Boot hätte besteigen können. — Aber im gewaltigen Schusse stürmten plötzlich die Haie heran, nicht achtend und nicht scheuend das heftigste Geplätscher. — Es waren nur Augenblicke verflossen, und keine menschliche Gestalt war mehr zu sehen; nur das Blut der Verstümmelten und der im Rachen der Raubthiere unter den blutgefärbten Wellen Verschwundenen umschwamm das kleine Fahrzeug."

„Von 23 Menschen hatten nur zwei im Boote ihre Rettung gefunden. Jener war der Steuermann Klaus Mynke, dieser mein Bruder Heinrich, Midschipmann *) auf dem englischen Kriegsschiffe Stadt London, der Urlaub genommen, um mich auf meinem Kreuzen **) gegen den Seeräuber zu begleiten. Er war an diesem Unglückstage von der Schifferhütte, wo er mich pflegte, an den Bord des Adlers zurückgekehrt, um eine Flasche Wein für mich zu holen, und nur einige Augenblicke vor dem Ausbruche des Windstoßes da angelangt, wodurch ihm die Rückkehr auf das Land unmöglich geworden."

„Von den Anstrengungen, von der Angst, eine Beute der Gewässer oder des Haies zu werden, aller Kräfte beraubt, sanken Mynke und Heinrich im Boote nieder; aber sie durften nicht lange ruhen; es mußte noch viel Wasser ausgeschöpft werden, sollte nicht das Untersinken des Bootes befürchtet werden. Nach dieser

*) Cadet, Kriegszögling, auf englischen Kriegsschiffen.

**) Ein Schiff, das in einer Gegend des Meeres hin- und herfahrt, feindlichen Schiffen auflauert, solche wegnimmt u. dgl.

schweren Arbeit erst konnten sie sich Ruhe gönnen; sie legten sich zum Schlafen nieder; ihr Schlaf war so anhaltend und fest, daß die Sonne sie wecken mußte, um ihr Elend zu beschauen, um vor neuen Gefahren zu zittern."

„Ehe sich Heinrich und Mynke zur Ruhe hingelegt, hatten sie sich auf die Kniee geworfen zum andachtsvollsten Gebete; aber die Ermattung ließ sie nur einige Worte stammeln; jetzt aus dem stärkenden Schlafe erwacht, war ein inniges Gebet der Dank für bisherige Erhaltung unter dem Andrange der höchsten Gefahr, das Flehen um Rettung vom Hungertode ihr erstes Geschäft.

„Allmählich erkannten die Unglücklichen ihren Zustand. — Ein unermeßlicher Ocean, eine endlose, spiegelflache Wasserebene breitete sich aus vor ihren Blicken, die nach einem Schiffe in angstvoller Sehnsucht lugten. Einsam, unbeweglich lag das Boot, ohne Mast, ohne Segel, ohne Ruder, eine nackte Bahre für zwei Unglückliche, die keinen Bissen Brod, keinen Trunk Wasser hatten und in der sengenden Sonne, deren starke Strahlenbrechung der glänzende Morgennebel noch erhöhte, nach einem kühlenden Lüftchen schmachteten."

„Der Steuermann Mynke sprach: „Wäre ich doch einer der armen Schelme gewesen, die von den Haien verschlungen wurden, so hätte ich es nun überstanden. Volle neunzehn Jahre bin ich Seemann; habe in der Zeit viel Schlimmes erlitten, große Gefahren bestanden, — aber nie eine Stunde gehabt, die so hoffnungslos, so verzweiflungsvoll war, wie die Stunden gewesen, die wir seit dem Sinken des Adlers erlebt. —

Wir sind verdammt, hier vor Hunger und Durst zu verschmachten, einen gräßlichen Tod zu sterben. — Hätte ich jetzt nur eine Kanne voll von dem vielen Blute, nur ein Stück von dem vielen Fleische, das die gefrässigen Haien verschlungen haben, — es wäre mir der schmackhafteste Leckerbissen, an dem ich mir je gütlich gethan. — Doch nein, rief er nach einer Pause mit angestrengter rauher Stimme, und seine Blicke wurden immer gräßlicher und seine riesige Faust umfaßte das Heft des breiten, scharfen Messers, das in seinem Gürtel stack — wenn es einmal seyn muß — der Mensch ist sich selbst der Nächste, — nicht wahr, Midschipmann — nun — ehe man verhungert, — wenn man sich noch helfen kann — —."

„Mein Heinrich verstand diese gräßlichen Blicke, den Sinn der schauderhaften Rede; er durchschaute die Absicht des Verzweifelnden, ihn zu tödten, und von seinem Fleisch sich zu erhalten, bis der Wind das Boot an eine Küste treibe, oder bis ein Schiff heransegle. Aber mit ungemeiner Körperkraft ausgestattet, ungleich jünger und gewandter als der Steuermann, muthvoll durch ein gutes Gewissen, durch kindliches Vertrauen auf Gott fürchtete Heinrich weder die blutgierigen Blicke, noch das blinkende Messer. — Mit Ernst und Ruhe erhob er sich von seinem Sitze. — „Kamerad, laß ab von deinem grauenvollen Vorhaben, — sprach er im geschärften Tone, — das ich durchblicke, aber nicht fürchte. — Gedenkst du nicht mehr der ermuthigenden Worte, die noch gestern Schouitens zu uns gesprochen?" In jeder Stunde der Bedrängniß und Gefahr wenden die Menschen ihre Gedanken zu Gott, erheben ihre

Herzen zum Himmel und flehen um die Hilfe des Allmächtigen, um Schutz und Schirm; sie beten mit einer Innigkeit, wie sie im Zustande der Sicherheit, frei von Leiden und Sorgen nicht gebetet haben. Hat der bedrängte Seemann den himmlischen Vater angerufen um Hilfe und Beistand, so erhebt sich auch der Gefühlloseste nicht von seinen Knieen, ohne in seinem Innersten Kraft und Ruhe zu empfinden. Wer die Segnungen der Religion, die wohlthätigen Tröstungen des Gottvertrauens nur einmal genossen hat, der wird dem Gebete mit Liebe sich hingeben und bei jedem Unfalle zur Anrufung Gottes seine Zuflucht nehmen. — Ist es der Wille des Herrn, daß dieses Boot unser Sarg, dieses Wasser unser Grab sei, so wollen wir dulden in frommer Ergebung und unser letzter Hauch ströme aus in dem süßen Bewußtseyn, den Tod des wahren Christen zu sterben!"

„Kaum hatte Heinrich das letzte Wort gesprochen, als sich auf der rechten Seite des Bootes ein geräuschvolles Geplätscher hören ließ. Die Schiffenden sahen hin und erblickten eine große Anzahl Fliegfische, die von ihrem Todfeinde, der raubgierigen, zur Familie der Stachelflosser gehörigen Dorade aufgejagt, auf der Oberfläche der See dahin plätscherten, sich erhoben und gerade über das Boot flogen. Mehrere derselben, von der Flugkraft verlassen, fielen in das Boot. — Welch ein Geschenk der erbarmenden Vaterliebe. — Unter Thränen der Freude über ihre Rettung vom Hungertode verzehrten Heinrich und Mynke die rohen Fische, wovon sie jeden Bissen in das Seewasser tauchten. — Noch an diesem Tage sandte ihnen der Himmel neue

Fristung des Lebens, Nahrung für mehrere Tage; eine Schildkröte von bedeutender Größe schwamm so nahe am Boote vorüber, daß sie selbe mit den Händen ergreifen konnten, jedoch große Mühe hatten, das schwere Thier über Bord zu bringen, wobei sie in Gefahr waren, daß das Fahrzeug umstürze. Sie tödteten die Schildkröte und schnitten so viel vom Fleische ab, als zur Nahrung für diesen Tag hinreiche. Der Steuermann befestigte den Rest mittelst seines Ledergürtels an einem Nagel des Bugs und senkte ihn in das Wasser, um so das Fleisch gegen dessen Verderben durch die Sonnenhitze zu bewahren. Ein tüchtiger Regen, der einige Stunden darauf fiel, gab die ihnen nothwendigste Erquickung, von der sie in ihren wasserdichten Wachstuchhüten einen guten Vorrath sammelten."

„Der vierte Morgen der unglücklichen Schifffahrt war angebrochen, der spärliche Vorrath der Schildkröte und des Regenwassers aufgezehrt und dem nach Rettung forschenden Auge trat noch immer kein Küstenland, kein Segel entgegen. — Mynke und Heinrich empfingen die auftauchende Sonne mit dem heißen Gebete:

Stärke, Allmächtiger, unser Vertrauen zu dir, auf daß durch dieses heilige Gefühl unser Muth in dieser schweren Bedrängniß immer empor gerichtet und erhalten werde. Du, Vater, bist der Schöpfer und Lenker aller Dinge. Ein Wink deines Auges und unser Elend ist umgekleidet in Freude, und die Rettung kommt uns aus der Tiefe der Gewässer, oder aus den wehenden Lüften, wie dein Wille ist, und für uns, die wir im Verderben unterzugehen fürchten, kehrt Fülle und Ueber-

fluß zurück. Herr der Macht, erlöse uns aus dieser Noth; Vater der Erbarmung, rette uns vom Untergange; Gott der Liebe nimm diesen bittern Leidenskelch von uns."

„So hatte Heinrich gebetet mit lauter Stimme, mit gesenktem Auge. — Jetzt erhob er sich von seinen Knieen, — er blickte hin über den Spiegel des Meeres; da — o Wonne, o Entzücken, — da tauchten im Osten die leuchtenden Segel eines Schiffes auf. — Ihre Freude glich jetzt an Uebermaß ihrer vorigen Betrübniß. Sie fielen sich in die Arme, — sie lachten und weinten, sie stammelten ein Dankgebet. — Das Fahrzeug, ein Schooner,*) der mit leichtem Winde segelte, steuerte gerade in ihrer Richtung. — Sie warfen ihre Jacken, ihre Hüte in die Höhe, mein Bruder schwenkte ein weißes Tuch, welches er zufällig bei sich trug; das waren die einzigen Nothsignale, welche sie geben konnten; sie erhoben zugleich ein Geschrei, obwohl keine Hoffnung war, daß ihre Stimme in so weiter Entfernung gehört werden könne. Die nach Rettung Lechzenden empfanden nicht die Qualen der sengenden Sonne, des nagenden Hungers, des brennenden Durstes; ihre Blicke hafteten, wie angefesselt, an den Bewegungen des Schooners, im Wechselgefühle der Hoffnung und der Angst."

„Ein Schrei des Schreckens stießen Heinrich und Mynke aus; der Schooner setzte plötzlich mehr Segel bei und steuerte in einer andern Richtung. — Sie waren erbleicht, sie zitterten, unfähig ein Wort zu sprechen.

---

*) Zweimastiges Fahrzeug.

Sie versuchten, ein Paar Seitenplanken loszureißen und als Ruder zu gebrauchen, um dem Schooner durch angestrengtes Steuern so nahe zu kommen, daß sie gesehen oder gehört werden konnten. Vergeblich, es mangelte ihnen an Kräften; sie versuchten, das Boot mit den Hüten in schnellere Bewegung zu setzen; es gelang, aber bald waren sie zu erschöpft, um diese Arbeit fortsetzen zu können."

„Der Steuermann Mynke, dessen Muth und Gottvertrauen nicht die Stärke hatten, von der mein Bruder beseelt war, verfiel in eine Schwermuth, die an Verzweiflung grenzte; er weinte und schluchzte im kindischen Verzagen. — Heinrich stand auf von seinem Sitze, warf einen scharfmessenden Blick nach dem Schooner und sagte: Die Zeit vergeht und jede verlorne Minute entfernt das Fahrzeug um eine Viertelstunde. Ich schwimme hin. Sollten auch meine Kräfte nicht bis an den Bord des Schooners ausreichen, so komme ich ihm doch so nahe, um der Mannschaft ein Zeichen von deiner Noth zu geben und du bist gerettet."

„Um aller Heiligen Willen! — rief Mynke, — wenn du auch die Kräfte hättest, den Ocean zu durchschwimmen, so würdest du doch den Schooner nicht erreichen, denn blicke nur nach jenem Hai hin, der uns seit gestern Mittag begleitet und dessen Beute du nach wenigen Augenblicken seyn würdest."

„Mit dem Rufe: „„Gott, schütze mich!"" — sprang mein Bruder in die See."

„Rüstig und gewandt schwamm er dahin; angefeuert durch die Hoffnung, dem Schooner so nahe zu kommen, daß er ihn anrufen könne, wenn er dem Haie

zu entgehen vermöge. Ueberzeugt, dieses zu erwirken, so lange ihn die Kräfte nicht verlassen, trat und schlug er heftig das Wasser im Schwimmen; der Hai wagte sich nicht heran.“

Aber der Wind war allmählig stärker geworden, der Schooner durchschnitt mit größerer Schnelligkeit die Wogen. Und doch war mein Bruder so nahe gekommen, um hoffen zu dürfen, daß seine rufende Stimme vernommen werde. Aber welch ein Schrecken ergriff ihn; auf dem ganzen Verdecke war auch nicht ein Mann zu sehen, mit Ausnahme des Steuermanns, der jedoch auf sein Geschäft zu aufmerksam war, um für den Hilferuf ein Gehör zu haben.“

„Das war der schrecklichste Augenblick in diesen Stunden der Drangsalen und Gefahren. Um nach dem Boote zurückzukehren, gebrach es dem Schwimmenden an Kräften, und in der Anstrengung, des ihn verfolgenden Haies wegen das Wasser geräuschvoll zu bewegen, durfte er nicht inne halten, denn nur die geringste Ruhe, und er wäre die unrettbare Beute des lauernden Raubfisches geworden. — Er warf einen wehmüthigen Blick auf den so nahen Schooner. In diesem Augenblicke erschienen einige Leute auf dem Verdeck. Hilfe, um Gottes Barmherzigkeit Willen! — schrie Heinrich mit der letzten Kraft seiner Stimme, zugleich schnellte er im Wasser empor, seine beiden Hände über dem Kopfe heftig zusammenschlagend.“

„Das Auffallende dieser Bewegung hatte die Aufmerksamkeit der Männer auf dem Decke erregt. Der Schooner wurde sogleich umgelegt, und rauschte heran. Man warf ihm ein Tau mit Knoten zu; aber noch

war eine große Gefahr zu bestehen. Heinrich wußte, daß im Augenblicke, wo er das Wasser zu peitschen aufhöre und in die Höhe gezogen werde, der Hai mit Blitzesschnelle heraufschieße und ihm wenigstens ein Bein abbeiße. — Der Hai, der Hai, rief er, faßte einen Tauknoten mit beiden Händen und schlug mit den Füßen das Wasser zum spritzenden Gischt. — Sogleich schlugen zwanzig Stangen in das Wasser, den Hai zu verscheuen und wie im Fluge wurde Heinrich auf das Verdeck gezogen. — Rettet dort! stöhnte er, kaum noch kräftig genug, die Hand zu erheben, und den Lauf des Bootes zu bezeichnen; bewußtlos sank er zu Boden."

„Nach mehrstündiger Ohnmacht erwachte er in den Armen seines Leidengefährten, benetzt von den Freudethränen des Dankbaren."

„Der Schooner brachte die Geretteten schon am dritten Tage an den Bord eines englischen, nach Portsmouth segelnden Kriegsschiffes, dessen Kapitän früher der Kommandant meines Bruders und sein väterlicher Freund war."

„Die Admiralität ernannte meinen Bruder, zur Belohnung seines Muthes und der hochherzigen Aufopferung für seinen Gefährten zum Hafenkapitän von Portsmouth; der Steuermann Klaus Mynke erhielt ein Offiziers-Patent."

„Das war der glänzende Sieg der kraftvollsten Ausdauer in der drängenden Umgebung grauenvoller Gefahren und Leiden; es war ein lorbeerreicher Sieg des hochherzigsten Muthes; und diese Kraft der Ausdauer und dieser Heldenmuth waren die geheiligten Früchte der Furcht Gottes, des Vertrauens auf Gott."

Dreizehntes Kapitel.

Der Pestkranke.

Es war ein trüber, naßkalter Abend, der früh und schnell herandunkelte; das Wetter ward von Augenblick zu Augenblick schlimmer; der Regen schlug prasselnd gegen die Fenster; ein stürmischer Wind brauste durch die Strassen und fing sich pfeifend und heulend im Kamin; ein Wetter, zu schlecht, um, wie sich das Volk auszudrücken pflegt, einen Hund auf die Gasse zu jagen. — Konrad war so eben mit einer militärischen Zeichnung fertig geworden, und brannte jetzt die Kerzen an, um ein Stündchen mit seiner lieben Flöte sich zu unterhalten, die er meisterhaft blies. — Ueberraschend trat der Baronet in sein Gemach, gefolgt von einem Diener, der eine rauchende Theekanne und einen Teller mit feinem Gebäck trug. — „Ich bin heute nicht aufgelegt, sprach der Baronet, und reichte mit freundlichem Lächeln seine Hand dem ihn ehrerbietig und freudig begrüßenden Pflegesohne, — meine tägliche Gesellschaft zu besuchen und will den Abend mit dir verplaudern. Setze dich an meine Seite und laß uns Thee trinken."

Der Thee war getrunken, der Baronet stopfte sich seine gewöhnliche Abendpfeife und Konrad sagte: „Vor drei Tagen, auf dem Rückwege aus den Jamespark, versprachst du mir die Erzählung einer großen Gefahr, welche du auf einer Seereise bestanden; ich erlaube mir, bester Vater, dich an dein gütiges Versprechen zu erinnern."

„Welches ich auch — fiel der Baronet ein — sogleich erfülle, und um so lieber, als mir diese Erzählung die schöne Gelegenheit erneuert, für meine Rettung aus drohender Todesgefahr, aus der Gewalt eines schauderhaften Unterganges dem Gott der Liebe und Erbarmung inbrünstig zu danken und ihn, den Allgütigen, mit innigstem Gefühle zu preisen.“

„Es sind nun beinahe vierzig Jahre — erzählte der Baronet seinem aufmerksam lauschenden Gesellschafter, — daß ich nach einem langen Aufenthalte in Ostindien von Surate, einem der blühendsten Industrie- und Handelsplätze Indiens mit 500,000 Einwohnern und einem herrlichen Hafen, über Gizeh nach England zurückkehrte. Wir kamen in Rosette an, als eben die Pest mit all der ihr eigenen Wuth der Vernichtung in Damiette herrschte. Um nun den Aufenthalt in dieser Stadt, — einer der schönsten Handelsstädte von Unter-Egypten — zu vermeiden, beredete ich unter Mitwirkung der für ihr Leben höchst besorgten Passagiere den Schiffskapitän, seine Fahrt so einzurichten, daß wir einen Hafen des mittelländischen Meeres erreichen konnten, ohne einen Fuß an das Land zu setzen. Wir fanden auch eine kleine Brigg, „der Seehund“ genannt, die nach Orbitello unter Segel ging, auf welcher wir uns sogleich einschifften, uns glücklich preisend, so schnell und so sicher ein Mittel gefunden zu haben, wodurch es uns gelang, dem eigentlichen Heerde der Pest zu entgehen. — Bei unserer Abfahrt war die ganze Bemannung des „Seehunds“ — voll Freude und Leben; der Himmel war heiter, der Wind günstig, und

so ist es leicht zu erklären, daß wir Alle uns einer ungetrübten, zwanglosen Heiterkeit hingaben."

„Am siebenten Tage nach unserer Abfahrt erkrankte plötzlich einer unserer Matrosen; ehe die Nacht einbrach, war er schon verschieden. Ich konnte bei mir selbst einen Verdacht nicht unterdrücken, daß die Krankheit, welche diesen so rüstigen, so abgehärteten Seemann mit solcher Schnelle dahin gerafft hatte, die Pest sei. — Ohne zu zaudern, fragte ich einen jungen, italienischen Arzt, der an Bord war und nur höchst ungern sich zur Besichtigung des Leichnams verstehen wollte; sein Ausspruch bestätigte vollkommen meinen Verdacht in Betreff der Krankheit, welcher der Matrose unterlegen war."

„Diese Nachricht, welche kein Geheimniß blieb, verbreitete Schrecken und Schauder unter den Passagieren und dem Schiffsvolke; es fehlte nicht an heftigen Vorwürfen, die dem Kapitän gemacht wurden. Mit dem gebildeteren Theile der Reisenden mich verbindend, beobachteten wir eine, wenn auch nur scheinbare Gleichgiltigkeit, ungeachtet wir uns dazu anstrengen mußten, da die große und nahe Gefahr, die uns umlagerte, nicht zu verkennen war. — Als wäre sie uns keiner Beachtung würdig, brachten wir die Zeit unter erkünsteltem Frohsinn, mit Essen, Trinken, Tabakrauchen und Schlafen auf dem Theile des Verdeckes zu, denn wir uns gleich Anfangs gewählt hatten."

„Der achte Tag verging ohne neuen Krankheitsfall; wir hofften schon, daß dieses furchtbare Uebel nicht weiter um sich greife; aber am Morgen des neunten Tages wurden drei Matrosen von denselben Krank-

heits-Anzeichen befallen. — Nun war hohe Zeit, Vorsichtsmaßregeln gegen das Weitergreifen der Pest anzuwenden. Es gelang mir, über den Kapitän, über die Reisenden und Matrosen ein überwiegendes Ansehen zu gewinnen. Auf meinen Rath räumte man die Schaluppe*) und brachte die von der Seuche Befallenen darin unter, um sie von uns entfernt zu halten. Speise und Trank ward ihnen an langen, dünnen Stangen gereicht; die Leichen der Beiden, welche noch an diesem Tage starben, zog man mit Bootshacken und Ruderstangen aus der Schaluppe und warf sie, unter dem stillen Gebete der Bessern, unter dem kalten Zuschauen der Rohen in das Meer, ein Futter für die Haie."

„Der dritte Pestkranke kämpfte mehrere Stunden vergebens mit dem Tode, und im heftigen Irrwahn, der bei Pestkranken gewöhnlich kurz vor dem Verscheiden einzutreten pflegt, kletterte er aus der Schaluppe heraus und rannte wie unsinnig auf dem Verdecke umher, den Bemühungen der Matrosen zum Trotz, die ihn mit Ruderstangen und Nothhacken wieder in sein schwimmendes Spital zurückzutreiben suchten. — Der Unglückliche wollte vermuthlich, weil ihn der schrecklichste Durst peinigte, zu uns nach dem Hinterdecke des Fahrzeugs kommen, wo ein Wassertönchen aufgestellt war; da man ihn aber daran gewaltsam verhinderte, gerieth er in Tobsucht. Nie, gar nie habe ich einen scheußlichern Anblick gehabt, als den dieses Menschen, der mit starren, verglasten Augen um sich blickte und

*) Ein Renn- oder Schlupfschiff, das Schiffboot.

auf die Matrosen eindrang, die ihn mit Stangen und Hebebäumen zurückdrängten, in welche er mit schäumendem Munde grimmig einbiß. Als ich bemerkte, daß der Tobende, trotz alles Widerstandes der Matrosen, meinem Platze immer näher kam, rief ich diesen den Rath zu, ihm eine Schlinge um den Leib zu werfen, dadurch sich seiner schnell zu bemächtigen, und ihn, um jeder Gefahr durch seine Annäherung zu begegnen, in die Schaluppe zu ziehen."

„Dieses Mittel wurde sogleich in's Werk gesetzt, aber statt den Armen in die Schaluppe zu bringen, kletterte ein Matrose in die Wanten*) empor, steckte das Seil, von welchem der Pestkranke umschlungen war, durch einen Kloben, der an der Spitze der Fockmastraae**) befestiget war, und warf das andere Ende auf's Verdeck herab. — Die grausame Absicht des Matrosen erkennend, bestürmte ich den Schiffskapitän, eine so barbarische, gottlose Handlung, die im Werke sei, mit aller Strenge zu untersagen, aber der Eigensüchtige, der nur sich, aber nicht den Nächsten im Auge hatte, gab mir mit empörender Kaltblütigkeit die Antwort: daß mich selbst vielleicht schon Morgen ein gleiches Loos treffe. — Sogleich versammelte sich die ganze Schiffsmannschaft und zog den Unglücklichen, ihren vieljährigen Gefährten in den Gefahren der Stürme, des Scheiterns, des vielseitig gestalteten Todes in die Tiefe des trügerischen Meeres, an diesem Taue in die

*) Want — in den Schiffen die starken Taue, welche fast senkrecht an den Masten ausgespannt sind, um dieselben fest zu halten.

**) Vormastsegelstangen.

Höhe, bis er frei über den Wellen schwebte, und durch das Vorgefühl seines nahen Todes seiner Sinne wieder vollkommen mächtig, in herzzerschneidender Klage bat, man möge ihn nicht so grausam ermorden. Sein Flehen rührte nicht die Gefühllosen; der Matrose auf der Raae*) zog sein Messer, öffnete die Klinge mit den Zähnen und durchschnitt das dünne Tau; im Augenblicke war der Unglückliche in den Wogen versunken, um nie wieder aufzutauchen; die Matrosen standen umher unter frechem Gelächter; wie hätten auch diese Unmenschen mit einem Pestkranken ein Erbarmen fühlen können?"

„Es war die grausamste Handlung, ein kaltblütig geübter Mord, eine himmelschreiende Blutthat, denn die Geschichte der Seuche zählt ja tausende von Beispielen, daß Pestkranke wieder geheilt wurden. Beinahe vierzig Jahre sind mir dahingegangen, seit ich Augenzeuge dieser schauderhaften That gewesen, aber noch immer schwebt das Bild des Unglücklichen, sein todtbleiches, von der Todesangst gräßlich verzerrtes Antlitz vor meinem Auge so lebhaft, als wäre das Schreckliche erst in jüngster Zeit geschehen."

„Von dem Augenblicke dieser Henkerthat an blieb mir Jahre hindurch ein unabweisbarer Eckel und eine krankhafte Empfindung. Am folgenden Morgen näherte ich mich einer Gruppe von Reisenden, in deren Mitte ein alter griechischer Kaufmann erzählte, wie die Pest an den Bord des „Seehunds" gekommen war.

*) Raae — auch Rahe —, die mit ihrer Mitte horizontal und quer vor dem Mast hängende Segelstange eines großen Schiffes.

Unser Kapitän, ein geiziger, feiger, gegen Fremde roher, gegen seine Untergebenen tyrannischer Seemann, dessen gewissenlose Handlung aus dem trüben Schlamme der Habsucht sich erzeugte, hatte etwa sechs Tage vor unserer Abfahrt gegen gute Bezahlung heimlich fünf Pestkranke von einem andern Fahrzeuge an Bord genommen, wo man sich dieser Keime einer allgemein bedrohlichen Gefahr um jeden Preis hatte entledigen wollen. Die Kranken waren zwar in einem im Hintertheile unserer Brigg angelegten Rederboote behalten worden, aber der Kapitän hatte doch zwei derselben, die anscheinend genesen waren, aus Habsucht und Sorglosigkeit im Augenblicke der Abfahrt an Bord genommen. Wir staunten über die merkwürdig lange Frist, welche der sonst gleichsam im Fluge fortschreitende Krankheitsstoff auf unserm Fahrzeuge zu seiner Entwicklung gebraucht hatte."

„Aber jetzt griff die Seuche immer schneller und weiter um sich; noch vor Sonnenuntergang hatten wir noch zwei weitere Kranke, denen mit Einbruch der Nacht ein dritter sich beigesellte, und welche sämmtlich in die Schaluppe verwiesen wurden. Uns Allen stand jetzt der Tod zunächst in Aussicht, wenn wir länger auf der See blieben, und deßwegen veranlaßten wir den Kapitän, zunächst nach der Insel Rhodus zu steuern."

„Tiefe, schwarze Nacht lag auf dem Meere, und die Türken, aus denen ein Theil des Schiffsvolks bestand, hatten sich mit der ihnen eigenen Gleichgiltigkeit und Sorglosigkeit, die sich besonders von ihrem unerschütterlichen Glauben an ein dem Menschen schon von der Wiege an bestimmtes, unabänderliches Schicksal

herschreibt, dem Schlafe überlassen; die Christen hingegen, meist Italiener oder Griechen, wachten in kleinern oder größern Kameradschaften auf dem Verdecke. Hie und da warf einer der Passagiere einen trüben Blick nach der Weltgegend hin, wo seine Heimath, sein Herd lag, wo ihm Eltern, Geschwisterte, Anverwandte, Freunde lebten, an die er mit dem Schmerze unstillbarer Sehnsucht dachte, und ein stummes, aber inbrünstiges Gebet glitt über die leise sich bewegenden Lippen; er that Gelübde, fromme, herzliche Gelübde, sollte er die theuere Heimath wieder schauen."

„Der günstige Wind hatte nachgelassen und nur einzelne matte Stöße schaukelten das Fahrzeug; das eintönige Rauschen der Wellen, die sich an den Planken unserer Brigg in langsamer Bewegung brachen, vermischte sich mit dem oft zum Geheul gesteigerten Klagegeschrei der Pestkranken in der Schaluppe. Ich vermag die Gefühle nicht zu beschreiben, welche in jenen Augenblicken mein Innerstes durchwühlten. Auf Seereisen, unter den gezückten Messern der Strassenräuber, bei einer Ueberschwemmung, bei einem Brande, auch auf dem Krankenlager war mir der Tod schon oft unter den verschiedensten Gestalten nahe gewesen, aber seine Nähe doch nie so schrecklich, so schauderhaft, als dießmal; ich betete, und es ward wieder ruhig und klar in mir, denn mein Gebet war das innigste Vertrauen auf des Vaters Hilfe, die kindlichste Ergebung in seinen Willen."

„Beim Erwachen mit Tagesanbruch, nachdem ich den größten Theil der Nacht schlaflos hingebracht hatte und erst gegen Morgen nicht in Schlummer, sondern

in jene Betäubung verfallen war, die in der Regel einer anhaltenden geistigen Aufregung folgt, fand ich auf dem Schiffe Alles in der wildesten Unordnung; das Takelwerk (Tauwerk) hing aufgelöst und unordentlich auf das Verdeck herab; Niemand war am Steuer und die Matrosen schlichen umher bleich und vernichtet; mit Blicken der Verzweiflung, aber lautlos starrten sie in die Spiegelfläche des ruhigen Meeres hinaus. Nur ein greiser Türke, an der Schwelle des siebenzigsten Lebensjahres, aber noch kraftvoll und rüstig wie im schönsten Mannesalter, hatte selbst in Mitte dieser Todesgefahr seinen Gleichmuth erhalten und blickte heiter und unbekümmert in das ängstliche Treiben, in die todtbleichen Gesichter der Passagiere und des Schiffsvolks. Abdel Mekirjam war ein muthiger Mann; diesen Muth in dieser Lage gab ihm sein gutes Gewissen, sein religiöser Sinn, sein Vertrauen auf Gott.“

„Der greise Türke nahm von Zeit zu Zeit einen Schluck aus einer großen Korbflasche, die er mir reichte, mit der freundlichen Einladung, auf einen guten, stärkenden Trunk sein Gast zu seyn. Ich trank; es war der feurigste Cyperwein. Auf meine Bemerkung: daß er die Satzungen seines Propheten verletze, indem dieser den Genuß des Weines verbiete, ward seine Erwiederung: er trinke den verbotenen Wein nicht aus frevelhaftem Gelüste, sondern gebrauche ihn nur als Arznei, welches der Prophet erlaube, mit den Worten: in großen Uebeln gebrauche große Heilmittel.“

„Ich fühlte mich sehr unwohl und mein Uebelbefinden steigerte sich den ganzen Tag hindurch; es berei-

tete mir eine höchst widerwärtige Stimmung. — Gegen Morgen ward wieder ein Pesttodter über Bord geworfen und zwei neue Kranke kamen in die Schaluppe."

„Beim Abendessen erweckte mir der Anblick der Speisen Reiz zum Erbrechen; es folgte eine mich sehr angreifende Entleerung, und ich suchte, um keinem meiner Reisegefährten lästig zu fallen, meine Koje,*) wo mich ein heftiges Fieber ergriff. — Der Schiffslieutenant Bloomstaig, der mir während der ganzen Fahrt die reellsten Beweise freundschaftlicher Anneigung gegeben, hatte mein Erbleichen, meinen leidenden Zustand und meine schleunige Entfernung wahrgenommen; da er einen Verdacht, daß auch ich dieser schrecklichen Seuche verfallen sei, nicht unterdrücken konnte, war er mir gefolgt; doch wollte er mich nicht belästigen und gab mir nur den Trost, daß wir am nächsten Morgen Rhodus erreichen müssen; dann nahm er mein Geld aus dem Koffer und legte es unter mein Kopfkissen, bestrich mir Lippen und Schläfe mit Weinessig, stellte eine Flasche mit Trinkwasser neben mein Lager, da mich ein glühender Durst verzehrte und verließ mich, nachdem er mir Muth und Geduld empfohlen. Ich verfiel in einen tiefen Schlaf, welcher allmählig zum Scheintod ward, denn Lieutenant Bloomstaig, der, vom Kapitän begleitet, die Nacht hindurch zweimal an meinem Lager war, — wie er mir am andern Tage sagte — vermochte nicht, ungeachtet anhaltender Bemühung mein Bewußtseyn rückkehren zu machen; aus meiner voll-

*) Koje — Schlafstelle auf den Schiffen.

kommenen Regungslosigkeit schloß er, daß ich den Lebenden nicht mehr angehöre."

„Mit Anbruch des Tages ward ich durch die zweckmässige Behandlung des Schiffsarztes wieder zu mir selbst gebracht; ich fühlte die heftigsten Schmerzen im Kopfe und im Rückgrate, meine Schläfe tobten heftig und die mit Blut unterlaufenen Augen drohten, mir aus dem Kopf hervorzudringen. — Mein Durst war brennend, mein Gehirn glühte und durch alle meine Adern schien geschmolzenes Blei zu rieseln. In meiner linken Achselhöhle hatte sich eine große Beule gebildet, die mir über die Natur meiner Krankheit keinen Zweifel mehr ließ. Aber mit der Gewißheit, von der Pest befallen zu seyn, fühlte ich mich beseelt von geistiger Kraft; es war mein inniges Vertrauen auf Gott, auf die göttliche Hilfe, die mich ausrüstete mit dieser Kraft."

„Nun traten Ohnmachten ein, die sich noch einige Stunden lang folgten, nur selten von lichten Augenblicken des Bewußtseyn unterbrochen. — Beim Entschwinden der letzten Ohnmacht vernahm ich ein lärmvolles Kettengerassel, es war das Rasseln der Ankerketten beim Auswerfen des Ankers. Da ich nicht wußte, was dieses zu bedeuten habe, so lauschte ich gespannten Ohres; weil es aber stille geworden und ich doch ein Landen vermuthete, so raffte ich mich mit Anstrengung aller Kräfte auf und schleppte mich auf das Verdeck. — Es war wie ausgestorben auf dem Schiffe, nur der Koch, der Hochbootsmann und zwei Matrosen, alle im schmerzlich leidenden Zustande, knieten auf dem Verdecke; sie schrien, sie brachen in ein Geheul aus und rauften sich die Haare aus. — Von ihnen erfuhr

ich, daß der noch gesunde Theil der Schiffsbemannung, sobald man sich dem Lande nahe genug glaubte, ein Boot aussetzte und nachdem der Anker ausgeworfen war, in diesem Boote vom Schiffe hinweg sich flüchtete. — Mit wahrhaft unmenschlicher Bosheit hatten die Entflohenen, diese Nichtswürdigen (die Gefühlvolleren waren von ihnen zur verrätherischen Flucht gezwungen worden), den Anker ausgeworfen und uns hilflose Kranke unserem Schicksale überlassen, weil sie befürchteten, daß sie von den Leuten am Lande, wenn diese von der am Borde des „Seehunds" herrschenden Pest Vermuthung oder gar Gewißheit bekämen, wieder in die ansteckungsreiche Brigg zurückgetrieben würden. Der Ankergrund war hier äußerst ungünstig; die Folge war, daß Wind und Strömung die Brigg langsam gegen die Küste bewegten."

„Mein erstes und eifriges Bestreben war, nach dem Hinterdeck hinzukriechen und mich zur Seite der Wassertone niederzustrecken, wo ich meinen qualvollbrennenden Durst zu stillen suchte; der Koch, von der Pest noch nicht sehr angegriffen, der Hochbootsmann, nicht von der eigentlichen Pest, sondern nur von einem heftigen Wechselfieber befallen, und zwei Matrosen im nämlichen Zustande, wie der Koch, lagerten sich um mich herum; aber in der Schaluppe befanden sich noch nebst drei Leichen zwei Pestkranke, die mit dem Tode rangen. Unter diesen Unglücklichen war ein Edelmann aus Italien, ein sehr ehrwürdiger Greis. Schon seit vier Tagen an diesen grauenvollen Ort verwiesen, rief er unaufhörlich in italienischer, deutscher, englischer Sprache seine Gattin, seine Kinder; herzzerreißend wa-

ren seine Klagen, sein Jammern; den Todesschweiß auf der Stirne versuchte er mit kraftloser Hand die eine Leiche hinweg zu bringen, die bei einer heftigen Bewegung der Brigg dicht an seine Seite gefallen war."

„In geringer Entfernung vom Ufer faßte endlich der Anker Grund, und wir konnten mit Muße das Land betrachten, dessen felsig-öde Küste, hohe blaue Bergketten im fernen Hintergrunde, sich eintönig vor uns ausbreitete. Am Ufer sahen wir deutlich die Schiffsreisenden, die Matrosen, welche uns so tückisch, so unchristlich verlassen hatten. — Der Anblick ihrer Rettung vermehrte unsern Schmerz vorzüglich dadurch, daß sie das Boot, unser einziges Fahrzeug, von der Brigg entführt hatten, welches bei vereinten Kräften die Mittel zu unserer Rettung geboten haben würde. Unsere bittenden Geberden, dem Ausstrecken unserer Arme, dem Ringen unserer Hände antworteten sie durch Zeichen der Gleichgiltigkeit; wir erkannten mit Entsetzen, von den Gefühllosen keine Rettung erwarten zu dürfen."

„Von dieser Herzlosigkeit, von dieser unmenschlichen Bosheit im Innersten empört, versuchten der Koch und seine drei Gefährten, das Kabeltau zu kappen,*) was ihnen endlich nach vieler Mühe gelang. Das nun entfesselte Schiff trieb mit verstärkter Gewalt dem Gestade und einem Platze zu, der unsere Landung sehr erleichterte; aber plötzlich saß die Brigg auf Klippen fest. Der Hochbootsmann, unter uns der rüstigste, band sich ein Tau um den Leib und schwamm

---

*) Kabeltau — Ankertau, Ankerkette kappen — durchhauen.

an's Land; er schlang das Tau um ein Felsstück, während wir das andere Ende desselben an der Brigg befestigten, einen Hängekorb mit zwei Tauen von einer Stückpforte aus an dem großen Taue anbrachten und dann Einer nach dem Andern im Korbe an's Land hinüber glitt, welches uns Kraftlosen nur nach langer, bis zum Umsinken ermattender Anstrengung gelang."

„An der nach dem Schiffe zugekehrten Seite des Korbes war ein Seil befestigt, vermittelst dessen der leere Korb ganz leicht wieder an Bord zurückgebracht werden konnte. Da mir an der Rettung meiner Geschäftspapiere wie auch meines Geldes viel gelegen war, so kletterte ich zuerst in meine Koje hinab, und raffte Papiere und Geld in ein kleines Felleisen zusammen, das ich auf meinen Rücken warf. Der Koch, Arnold Anderson hieß der edelmüthige Mann, für den ich noch täglich bete, denn ihm danke ich meine Rettung, verließ die Brigg nicht, bis auch ich an den Korb gelangte; ohne seine Hilfe wäre ich nicht in den Korb gekommen, welches ihm nur nach unsäglichen Anstrengungen gelang. Als ich, von Anderson unterstützt, zur Stückpforte hinauskletterte, fiel mein Blick auf den italienischen Edelmann. Ich mußte meine Augen abwenden; der Anblick dieses ehrwürdigen Greises, der, unserm Beginnen zusehend, unter strömenden Thränen, die Hände ringend, wimmernde Klagetöne ausstieß, — machte mich erzittern, und meine Thränen fließen. Den Nächsten so schmerzlich leiden zu sehen und aller Unmöglichkeit und aller Ohnmacht, Hilfe zu leisten, sich bewußt zu seyn, ist ein Schmerz, der ein gefühlvolles Herz zu brechen droht. — Dem Ufer schon ganz nahe,

fühlte ich mich durch die Anstrengung, die mit meiner Körperschwäche in zu angreifendem Mißverhältnisse stand, so ermattet, daß ich mich nicht mehr im Gleichgewichte zu erhalten vermochte und in die See stürzte; ein Matrose reichte mir vom Ufer aus eine Stange, um mich daran an's Land zu ziehen; es gebrach mir an Kraft, mich anzuklammern; Anderson, mein hochbewährter Freund, sprang in die See, erfaßte mich, den schon Sinkenden, um die Mitte des Leibes und ward mein Retter."

„Ohnmächtig wurde ich von Anderson an's Land und da auf einen Rasenplatz getragen. Wieder des Bewußtseyns mächtig, erblickte ich mir zur Seite den Schiffslieutenant, meinen Freund Bloomstaig. — Sie sind dem Tode so nahe gewesen, sprach er mit freudeglänzenden Augen und faßte gefühlvoll meine Rechte in seine beiden Hände, — der grausame Würgengel der verheerenden Seuche umflatterte sie schon mit seinem schauderhaften Flügelschlage, — aber nun darf ich mich der Hoffnung hingeben, sie bald aller Gefahr entrissen zu sehen, da sie das Schlimmste überstanden haben. — Ehe wir die Brigg verließen, auf Befehl des Kapitäns, der für das Nachschaffen der zurückgelassenen Pestkranken sein Wort gegeben, stieg ich in ihre Koje hinab, um sie, wäre es nicht anders möglich, auf meinen Schultern in das Boot zu tragen und an das Land zu bringen. Auf der Hälfte der Treppe kam mir der Kapitän entgegen, mit der Betheuerung, so eben aus ihrer Koje zu kommen, worin er sie als eine Leiche gefunden. Ich ließ mich dadurch nicht abhalten, mich selbst von ihrem Tode zu überzeugen. An diesem

zweifelte ich nun keinen Augenblick länger, da sie, ohne Spur eines Lebenszeichens, der Länge nach mit starren Gliedern ausgestreckt lagen. Es war sogleich meine Absicht, ihre Brieftasche und Papiere, wie auch ihr Geld an mich zu nehmen und für ihre Familie zu retten, aber der Kapitän bewilligte mir nicht die dazu nöthigen, wenigen Augenblicke; er drohte, würde ich ihm nicht auf dem Fuße folgen, mich bei den Pestkranken zurückzulassen. — Ich gehorchte aus Pflicht der Selbsterhaltung. — Was ist das? — rief er plötzlich mit verstärkter Stimme, und blickte scharfen Auges in die See hinaus. — Ach, die arme Brigg, der arme „Seehund." Sehen sie selbst, — hier umschlang er meine Schultern und richtete mich empor, — wie unser Fahrzeug und die Unglücklichen, die dort noch im schrecklichsten Elende schmachten, eine Beute der Vernichtung sind. — Ich sah den Untergang der Brigg. Zwischen die Klippen gerathen, ward sie hier durch das wuchtvolle Anstürmen der Wellen umhergestossen. Plötzlich erhob sie sich, wahrscheinlich von einer stärkern Woge emporgetrieben, und stürzte mit größter Gewalt auf ihre Bockbordseite.*) Unter furchtbarem Gekrache zerbrachen die Masten und stürzten über Bord mit all ihrem Takelwerk;**) mehrere Wellen stürzten daher, und rissen die Schaluppe mit den unglücklichen Pestkranken in die verschlingende Tiefe. Die ganze Zerstörung war das Werk weniger Augenblicke."

„Es wurde nun Rath gepflogen, welche Richtung

---

*) Linke Seite des Schiffes.

**) Alle Seile, die zum Regieren der Segel dienen.

von unserer Landungsstätte in das Land hinein zu nehmen sei. Während der Berathung sahen wir zwei bis an die Zähne bewaffnete Türken, die langsam einherschritten, uns scharf beobachteten und in der Entfernung der Hälfte einer Flintenschußweite stehen blieben, die Karabiner mit gespanntem Hahne unterm linken Arme, mit der rechten Hand den Griff des Dolches im Gürtel umfassend. Der Koch Anderson, der türkischen Sprache mächtig, fragte: „ob dieß die Küste von Rhodus sei."

Die riefen uns zu: „daß wir nicht auf der Insel Rhodus, sondern an der Küste von Caramanien, unweit des Castells Rosse Schiffbruch gelitten haben, und fügten bei: das nächste Dorf liege von hier zwei Meilen entfernt, in der Richtung nach Süden; dort werde uns gastliche Aufnahme werden." — Ohne zu zögern, brachen wir dahin auf.

„Meine Schwäche war so groß, daß ich mich kaum erheben konnte, dazu meine Kleidung durch den Sturz in's Meer ganz durchnäßt, mein Körper voll Quetschungen durch den Sturz in die dort und da unter dem Wasser zerstreuten Klippen und meine Schmerzen heftiger, als je. Als meine Gefährten sich aufmachten, voll Sehnsucht nach dem gastlichen Dorfe, hätte ich zurückbleiben müssen, würden nicht zwei Matrosen, nicht vom Mitleid bewogen, sondern durch ein Paar Goldstücke gewonnen, mir die Arme geboten haben, auf welche gestützt ich mich mühsam fortschleppte. — Unser Gefolge bildeten fünf Pestkranke, die aber noch Kräfte genug besaßen, mit Hilfe von tüchtigen Stöcken nachzukommen. Wir trafen nicht das uns bezeichnete

Dorf; erst mit Sonnenuntergang zogen wir, ein Bild des höchsten Elends, in einem kleinen türkischen Flecken ein, neu auflebend, da wir von einem der Einwohner vernahmen, daß hier ein Beamter des russischen Consuls seinen Sitz habe."

„Unser Kapitän stellte sich dem Beamten als einen Schiffbrüchigen vor und bat um Nahrungsmittel, Obdach und Schutz, bis er von dem englischen Konsul in Malta Rückantwort erhalten habe, indem er diesem von seiner und seiner Gefährten unglücklichen Lage sogleich Nachricht geben wolle; dieser Bitte fügte er das Ansuchen bei, ihm unter den Bewohnern dieses Fleckens einen verlässigen Mann zu verschaffen, den er gegen reichliche Bezahlung als Boten an den Konsul absenden könne; daß die Pest auf der Brigg geherrscht und mehrere als ihre Opfer dahin gerafft habe, erwähnte er auch nicht mit einem Worte. Als der Konsul durch näheres Befragen erfuhr, daß wir von Alexandrien kommen, und aus dem Anblicke der fünf Pestkranken, die sich in einiger Entfernung von uns auf dem Rasen niedergelassen hatten, sogleich die Vermuthung schöpfte, daß die Seuche unsre furchtbare Gefährtin sei, wollte er die Einwohner dieses Fleckens nicht der Gefahr einer Berührung mit uns aussetzen. Ohne ihnen jedoch seine Vermuthung zu vertrauen, befahl er dem Aeltesten der Gemeinde, welcher zugleich das Amt eines Vorstehers des Fleckens bekleidete, einige hinter dem Flecken gelegene leere Scheunen uns zur Wohnung anzuweisen, und dahin sogleich Lebensmittel, Wasser und Lagerstroh bringen zu lassen, zugleich wohlbewaffnete Wachen auszustellen, mit dem strengen Gebote, jeden

von uns niederzuschießen oder niederzuhauen, der es wagen würde, die Scheune zu verlassen, um in den Flecken zu gehen."

„Ich hatte keine Lust, mich mit den fünf Pestkranken einpferchen zu lassen. Trotz der strengen Befehle des Konsulatsbeamten und der strengen Aufsicht der türkischen Wachen gelang es mir, durch meine, wenn auch nur geringe Kenntniß der türkischen Sprache mehr, vielmehr aber durch das Geschenk von vier Piastern *), einen alten Türken, der sein unsern Scheunen zunächst gelegenes Häuschen ganz allein bewohnte, dahin zu bewegen, daß er mich in sein Häuschen aufnahm. Doch diese Aufnahme bestand blos in der Erlaubniß, einen Winkel seines dumpfen, düstern Pferdestalles bewohnen zu dürfen; ein stinkender, durchlöcherter Teppich war mein Federbett, ein mit etwas Laub und trocknem Pferdemist belegter Feldstein mein Kopfkissen. — Kaum hatte ich mich zur Ruhe gelegt, als das Fieber, nachdem es mich zwei Tage verschont hatte, mit einer Heftigkeit zurückkehrte, die mich, den bis zum Erlöschen Entkräfteten, aufzureiben drohte. — Gleich nach Mitternacht verfiel ich in einen von mir strömenden Schweiß, bald hierauf in einen an Verrücktheit grenzenden Zustand. Diese beiden Erscheinungen waren, wie ich überzeugt seyn darf, die wohlthätigste, die rettende Entscheidung meiner Krankheit. — Aber während dieser Entscheidung wurde ich von zwei Träumen auf eine schauderhafte Weise gemartert. Der wüthende Pestkranke, der, an einem Taue aufgezogen, noch lebend in's Meer geworfen und ersäuft wurde, sprang

*) Türkische Silbermünze à 16 Sgr. 1 fl. 12 kr.

plötzlich mit einem höllischen Grinsen auf mich los, ergriff meine Beine, schlug in diese seine spitzen, fingerlangen Wolfszähne, und riß mir das Fleisch stückweise von den Knochen; kaum dem Wüthenden entronnen, umschlang mich der welsche Edelmann mit seinen eisig kalten Armen und bot alle Kräfte auf, mich an seiner fleischlosen Brust zu ersticken."

„Eine einzige Erinnerung ist mir noch geblieben, nämlich die, daß ich, wenige Minuten lang des Bewußtseyns mächtig, mehrere Personen hoch lodernde Feuerbrände in den braunen Fäusten, mein Lager umstehen sah. Erst am andern Morgen, als ich beim Erwachen wieder meine volle Besonnenheit und Denkkraft erlangt hatte, erfuhr ich die Ursache dieses nächtlichen Besuches meiner üppig-gemächlichen Lagerstätte. Der arme Anderson, während der Nacht von der Pest so heftig angegriffen, daß er dadurch in Wahnsinn verfiel, hatte sich in das Feuer gestürzt, welches für ihn und seine Pestgenossen in Mitte der Scheunen angezündet war. Die Kranken schrieen um Hilfe; der Kapitän, Lieutenant Bloomstaig eilten herbei, von Matrosen gefolgt. Niemand wollte den Pestkranken berühren; Bloomstaig rieth, aus Stricken eine Schlinge zu machen und mittelst derselben ihn aus der Gluth zu reißen. Man eilte, Stricke zu suchen, so kamen auch einige Matrosen mit brennenden Fackeln in den Stall, wo ich lag. — Endlich riß man den Unglücklichen aus dem Feuer, aber zu spät; eine Stunde später starb er unter unmenschlichen Schmerzen. Die Türken verscharrten die Leiche unter einem Weidenbaume am nächsten Sumpfe."

„Den Bewohnern des Fleckens war die unter uns, wenn auch von Tag zu Tag sich mindernde Seuche kein Geheimniß mehr. Sie würden uns mit Stangen erschlagen haben, wäre nicht der Befehl des von ihrem Vorhaben in Kenntniß gesetzten Konsulats-Beamten, uns bei Vermeidung strenger Strafe auch nicht ein Haar zu krümmen, für die Meisten zu unserm Schutz genügend gewesen; doch Einige, die mich genau besehen, und bei denen mein Zustand ihre Vermuthung zur Gewißheit erhoben hatte, wollten die Gelegenheit, die Flammen ihres Christenhaßes in dem Blute eines Christen zu kühlen, mit wahrer Mordbegierde benützen. Sie stürzten auf mich los, mit gezückten Dolchen, die lange Flinte mit gespanntem Hahne fast schon an der Wange. — Gottes schützende Vaterhand ruhte auf mir. Im Augenblicke der höchsten Gefahr trat ein alter Mollah *) in den Kreis der Mordsüchtigen, und schlug die angelegten Gewehre mit kräftiger Hand zur Seite. — „Laßet ab von dem Christen, — rief der geliebte und gefürchtete Priester, ich lese von seiner Stirne, daß seine Stunde noch nicht gekommen ist. — Wüthend im Geheimen, daß ihnen die teuflische Wohllust, an mir die heiße Blutgierde nicht stillen zu dürfen, entrissen ward, aber gegen ihren Priester an sklavische Unterwürfigkeit gewohnt, schlichen sie mit ihren Waffen von dannen."

„Der Mollah näherte sich mir, ohne von meinem schreckhaften Aussehen zurückgeschreckt zu werden, und

*) Mollah — die höchste, obrigkeitliche und geistliche Person kleiner Städte oder Flecken der Türkei.

fragte mich im freundlichsten Tone, liebreich und theilnehmend, womit er mich trösten, womit er mir dienen könne. Gerührt von dieser Güte, bat ich ihn um ein Gefäß voll frischen Wassers und etwas Stroh zu einem Lager. Er eilte fort, kehrte bald mit Wasser, Zucker und Essig in reichlicher Menge zurück, bereitete daraus ein kühlendes, angenehm schmeckendes Getränk und verließ mich erst nach einer Stunde mit einem herzlichen, nach orientalischer Weise in blumiger Sprache ausgesprochenen Wunsch für meine schnelle Wiedergenesung; bald nach seinem Abgange brachte mir eine seiner Sklavinnen ein zierlich geflochtenes Weidenkörbchen, mit Zitronen und Pomeranzen gefüllt, eine Schütte Stroh und einen alten, weiten Mantel von dickem Wollenzeug. Ich hatte nun für meine zerschlagenen Gebeine ein Lager, wofür ich Gott innig dankte, als für ein Geschenk seiner väterlichen Liebe und Wohlthätigkeit."

„Der Consulatsbeamte hatte Macht und Einfluß genug, die Schiffbrüchigen zu schützen gegen den sich täglich mehrenden Haß der Bewohner des Fleckens, aber nur so lange, bis der von unserm Kapitän nach dem Castell Rossa abgeschickte Bote mit der günstigen Nachricht zurückkomme, daß die Schiffbrüchigen vom englischen Konsul aufgenommen werden. Von dieser Botschaft hing unsere Freiheit, unser Leben ab, denn beim Eintreffen einer die Aufnahme verweigernden Entschließung des brittischen Gesandten würden die Türken ohne Verzug die Gesunden unter uns in die Sklavenkette geschmiedet, die Pestkranken niedergeschossen haben. — Nicht zitternd, nicht zagend ob der qual-

vollen Zweifelhaftigkeit und des Schwankens zwischen Kette und Freiheit, zwischen Ermordung und Leben, unerschütterlich im Vertrauen zu Gott, aus dem heiligen Borne des Gebetes Trost und Stärke schöpfend, genoß ich auf dem weichen Lager, das ich der gefühlvollen Theilnahme, der werkthätigen Nächstenliebe des türkischen Priesters verdankte, die beste Nacht, welche mir seit der ersten Stunde meiner Krankheit geworden; mehrere Stunden hindurch schlief ich einen tiefen, stärkenden Schlaf."

„Beim Erwachen fand ich die Sklavin, welche mir die milden Gaben des großmüthigen Mollah gebracht hatte, an meinem Lager, mit einem warmen, aus verschiedenem Gewürze und verschiedenen Wurzeln und Kräutern bereitetem Getränke, das als stärkende Arznei der sachkundige Mollach für mich eigenhändig bereitet hatte. Ich trank das nicht unangenehm, aber bitter schmeckende Getränk, im vollen Vertrauen auf die medizinischen Kenntnisse meines Wohlthäters, und mein Vertrauen ward auch vollkommen belohnt, denn schon nach wenigen Augenblicken empfand ich in meinem ganzen Körper die auffallend schnellen Wirkungen dieser meine Schmerzen lindernden und mich ungemein stärkenden Arznei. — Von der Sklavin erfuhr ich, daß ein Beauftragter des russischen Consulats von dem Castell Rossa an dieser Küste gelandet sei mit Aufträgen an den Kapitän. — Aus Furcht vor der Pest verließ der Consulatsbote das Fahrzeug nicht, sondern gab durch seinen Steuermann dem Kapitän die Weisung, mit seiner Mannschaft, mit den Gesunden wie mit den Kranken, an die Uferstelle zu kommen, wo die Brigg,

der „Seehund" gestrandet war. — Nachdem der pestscheue Agent uns alle mit einem Fernglase genau beschaut hatte, und wir vom Kapitän bedeutet wurden, wieder in unsere bisherige Wohnung zurückzukehren, riß ich aus meiner Brieftasche ein Blatt Papier und schrieb mit Bleistift an den Beauftragten das Ansuchen, ein mit zwei Matrosen bemanntes Boot für mich allein zu senden, wofür ich eine namhafte Summe zu bezahlen mich erbiete; es war für mich eine höchst lästige Empfindung, noch länger in der Gesellschaft meiner Schiffsgenossen zu verweilen, da ich mich überzeugt hatte, daß die Matrosen mich nur deßwegen unter sich geduldeten und mir nur deßwegen einige Dienste leisteten, weil ich, im Besitze einer bedeutenden Anzahl von Goldstücken, in zwar geheimer, doch mir vom Hochbootsmann kund gemachter Berathung, von ihnen dazu ersehen war, die Unkosten der Ueberfahrt für sie zu bestreiten; wollte ich mich aber dessen weigern, so würde ich in der nächsten Nacht mit meiner eigenen Decke erstickt und mein Gold ihre Raubbeute werden. — Der Beauftragte des Consuls von Rossa schrieb unter meine Zeilen einige Worte, das Versprechen der schnellsten Sendung eines geräumigen Bootes für uns Alle enthaltend, und segelte wieder nach Castell Rossa zurück."

„Noch nicht war das Ende unserer Leiden gekommen. Die Türken, welche, in weitem Kreise uns umschließend, an dem Strandplatz unsere Bewachung bildeten, sammelten sich rasch beim Antritte unserer Rückkehr in die angewiesenen Scheunen, machten Front gegen uns und erklärten, die Flinten mit gespanntem Hahne zum Anlegen bereit, uns ohne Säumen nieder-

zuschießen, wenn wir uns weigern wollten, auf einer nahen, von dichten Buschwerk umgürteten Wiese unsern Aufenthalt zu nehmen. — Wir mußten uns der grausamen Bestimmung fügen."

„Auf der bezeichneten Wiese angekommen, mußten wir Pestkranke in einer abgelegenen Ecke, wo das Gebüsch am dichtesten war, uns niederlassen, dann wurde das kleine Lager von Schildwachen umrungen, welchen ihr Oberhaupt den geschärften Befehl gab, und zwar mit so lauter Stimme, daß wir in unserm grünen Gefängnisse jedes Wort vernehmen konnten, denjenigen von uns, der es wagen würde, das umschließende Buschwerk zu überschreiten, ohne Verzug zu tödten, entweder durch eine Kugel oder durch Schläge mit langen dicken Stangen. Doch waren sie menschlich genug, aus dem Flecken uns hinlängliches Brennholz, einen großen, abgehäuteten Hammel, gestampften Mais, Salz, Brod und Wasser nebst Kochgeschirr zu schicken, welch Alles die Träger über das Gebüsch uns zuwarfen."

„Der feuchte Rasen war mein Bett, der blaue Himmel meine Decke, das spärliche Laub einer verkrüppelten Eiche das Dach meiner luftigen Wohnung. — Als der Hammel gebraten, zugleich aus Mais und kleinen Brodstücken ein dickes, breuartiges Gericht bereitet war, brachte mir Bloomsteig selbst meinen Antheil, von welchem ich mit größter Selbstüberwindung nur so viel zu genießen vermochte, als nöthig war, um nicht des Hungertodes zu sterben. — Ich fühlte Schlaf, welcher mir, da ich zwar noch fieberkrank war, aber von der Seuche zu genesen anfing, so nöthig und wohlthuend gewesen wäre, aber es begann so stark zu

regnen, daß ich, ohne Obdach, ohne schützende Decke, kaum nothdürftig gekleidet, vom heftigsten Frost durchrüttelt, kein Auge zu schließen vermochte, mithin der Wohlthaten eines festen, ruhigen Schlafes, Stärkung und dadurch die Erzeugung neuer Lebensfrische nicht theilhaftig werden konnte."

„Einer meiner Schiffs- und Jammergenossen, ein schon bejahrter Franzose, hatte es nach langer fruchtloser Bemühung dahin gebracht, trotz des noch immer heftigen Regens eine Menge Reisig in Brand zu setzen. Es gelang mir, mich an das Feuer hinzuschleppen, und der Franzose war so gutmüthig, mir an selbem aus Stroh und Baumlaub ein weiches Lager zu bereiten. — Gott vergelte diese an mir geübte Wohlthat seinen Hinterlassenen, denn der gutherzige Frionel wird wohl nicht mehr leben. — Obgleich vom Fieber noch nicht verlassen, verfiel ich bald in einen tiefen, beinahe volle vierundzwanzig Stunden währenden Schlaf, der gewiß noch länger gedauert hätte, würde nicht ein heftiger Schmerz an meiner rechten Hand mich geweckt haben; ich hatte mich im Schlafe nach der andern Seite gewandt und die Hand dicht an die Gluth gebracht."

„Nun wollte ich auch meinen Unglücksgefährten, den noch übrigen drei Pestkranken, die Wohlthat bereiten, sich vollkommen erwärmen zu können. Ich kehrte an meine frühere Lagerstätte zurück, grub da mit unbeschreiblicher Anstrengung in den Wiesenboden eine Vertiefung von zwei Fuß, holte von der Feuerstätte des Franzosen in einem zerbrochenen Topfe einen kleinen Vorrath glühender Kohlen, und hatte die Freude,

bald ein lustiges Feuerlein emporwallen zu sehen. Als ich unter den hinterlassenen Effekten des von mir so innig bedauerten Anderson einen kleinen Krug voll gekochten Kaffee, dazu in einer Blechbüchse mehrere Stücke Zucker fand und es mir so geglückt war, mit so köstlicher Labung meine ausgetrocknete Kehle auf eine mir ganz ungewohnt gewordene Weise zu erquicken, da war ich so zufrieden, so glücklich; ich wußte mich vor Wohlbehagen gar nicht zu fassen; von den Thränen einer unendlichen Freude begleitet, stieg mein Dankgebet zum Geber alles Guten, zum Vater der Liebe empor."

„Am andern Morgen erschien an unserm Strande das heiß ersehnte Fahrzeug, eine Gölle,*) die der Consul von Castell Rossa abgeschickt hatte, um uns nach Rhodus zu bringen. Die Gölle war ein elendes Ding, zusammengefügt aus alten, wurmstichigen Brettern und Planken, aber uns galt das ärmliche, nicht die mindeste Bequemlichkeit bietende Fahrzeug für ein königliches Lustschiff. — Meine Krankheit war einem sich täglich bessernden Zustande bereits so weit gewichen, daß bei unserm Einschiffen der Kapitän befahl, mich an Bord der Gölle zu nehmen, während die andern drei Pestkranken in ein kleines Boot gebracht wurden, das die Gölle in's Schlepptau nahm."

„Die Fahrt mar sehr stürmisch; erst gegen Abend des dritten Tages landeten wir an der Küste von Rhodus, vom Hunger beinahe erschöpft, da wir, einer schnellen Ueberfahrt gewärtig, nur für einen Tag mit Lebensmitteln versehen waren. — In Rhodus ange-

*) Plattes Flußschiff.

kommen, wurden wir sogleich vom Fahrzeug hinweg in die Quarantaine-Anstalt *) gebracht. Ein mehr oder minder andauernder Aufenthalt in einer solchen Anstalt ist für jeden Reisenden eine wahre Marter, da jeder für sich allein zu bleiben, mit Ausnahme des ihn täglich untersuchenden Arztes und des Contumazwärters von jedem Umgange abgeschlossen, ohne alle Unterhaltung, ohne alle Beschäftigung in der Regel vierzig — entsetzlich lange Tage einsam in einsamer Zelle hinter Riegel und Gitter vertrauern muß. Mir aber war dieses so gefürchtete, so verabscheute Haus ein Tempel der Freude und Herrlichkeit, ein irdisches Paradies, denn ich erhielt da ein hübsches, freundliches, bequem eingerichtetes Gemach, ein weiches, reinliches Bett, ein Frühstück vom besten Kaffee mit Butter, Schinken und gebranntes Wasser, zu Mittag und Abend verschiedene, sehr schmackhaft bereitete Speisen nebst einer Flasche trefflichen Wein, dazu neue, feine Wäsche, neue Bekleidung, täglich ein angenehmes, stärkendes Bad. Allerdings mußte ich das Angenehme, welches ich während der Quarantaine genoß, theuer bezahlen, aber mir war kein Preis zu hoch, um nach so vielen Leiden und Drangsalen, die Gott über mich verhängt hat, zu prüfen meine kindliche Ergebung in seinen heiligsten Willen, wieder Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen."

*) Quarantaine — sowohl eine Frist von 40 Tagen, welche Personen und Schiffe, die aus Landen kommen, in denen die Pest oder ansteckende Seuchen herrschen, in eignen Gebäuden von andern Menschen und Wohnungen abgesondert verharren müssen, wie auch die zu diesem Behufe eingerichteten Anstalten.

„Schon nach wenigen Tagen erklärte mich der Arzt dieser Anstalt außer aller Gefahr, und noch vor dem Schluße der 40tägigen Quarantaine war ich nicht nur vollkommen genesen, sondern so frisch und kräftig, wie ich mich auf der Schwelle des Mannesalters kaum lebenskräftiger gefühlt habe."

„Ich ging an den Bord eines englischen, nach der vaterländischen Küste heimsegelnden Kauffahrers*) und vom himmlischen Vater überwacht hatte ich nach einer ungefährdeten, angenehmen Fahrt in kürzerer Zeit, als ich erwartet, Albions**) ersehnten Boden wieder betreten."

„Und Gottes Schutz und Segen hat auf dir geruht, damit du einem armen Jüngling ein Wohlthäter, ein Vater wirst, dessen innigste Liebe und Dankbarkeit nicht zu vergelten vermögen, was du dem Hilfelosen gethan!" — rief Konrad mit aller Wärme des kindlich-begeisterten Herzens und warf sich mit Thränen süßer Rührung in die Arme des zärtlich geliebten Pflegevaters.

---

*) Handelsschiff.

**) Albion — älterer Name von England.

Vierzehntes Kapitel.

Die Waldschenke.

Wir überschreiten einen Zeitraum von zwei Jahren.

Konrad hatte London verlassen, um, nach der Bestimmung seines Pflegevaters, einen Theil des Continents*) zu bereisen. — Mit Frankreich sollte die Tour beginnen. — In Calais angekommen, traf er in dem Gasthause, worin er abgestiegen, einen Pariser Lohnkutscher, der einen nach seinem Vaterlande heimkehrenden Engländer gebracht hatte und nun bemüht war, eine Familie oder Einzelne aufzufinden, die sein Gefährte zur Fahrt nach Paris miethen wollten. — Konrad, der die Reise dahin ohne Gesellschaft zu machen beabsichtete, um an Orten, die interessante Merkwürdigkeiten bieten, nach unbeschränktem Willen verweilen zu können, miethete sogleich das Gefährte unter der Bedingniß, daß er ganz nach seiner Willkühr es für sich allein benützen und über die Zeit der Reise, über den Aufenthalt an diesen und jenen Orten, über die allenfallsige Wahl einer Reisegesellschaft ganz nach seiner Willkühr zu verfügen habe.

Der großmüthige Baronet, der liebende Vater, hatte seinen Pflegesohn mit Gold, Banknoten und Empfehlungsbriefen überreichlich ausgestattet, ihm aber noch im letzten Augenblicke des Scheidens eine versie-

*) Continent — das feste Land von Europa im Gegensatze zu England.

gelte Schrift übergeben, mit der nachdrücklichen Mahnung, in den ersten Stunden eines ungestörten Alleinseyns diese Schrift mit Aufmerksamkeit zu lesen und ihren Inhalt sich tief in sein empfängliches Herz zu prägen.

Das Paket, aus mehreren Schriftbogen bestehend, trug die Aufschrift:

„Vermächtniß für Geist und Herz,“

und enthielt eine Reihe weiser, schöner Lebensregeln, von des Baronet eigner Hand in deutscher Sprache geschrieben.

Nach einer mehrwochentlichen, bequemen und angenehmen Fahrt, die Konrad, der weniger zu seinem Vergnügen, als zur Mehrung seiner Kenntnisse reisen wollte, dazu sehr wohl benützt hatte, war er eines Tages der Stadt Paris schon so nahe gekommen, daß er sie bei herandunkelnder Nacht hätte erreichen können, als ein Gewitter, welches nach einer entgegen gesetzten Richtung langsam dahin zog und von dem nichts zu befürchten war, sich plötzlich wandte und gerade gegen unsere Reisenden raschen Zuges daher brauste. Maßen von Wolken, die bisher neben und unter einander sich bewegt hatten, floßen zusammen in eine riesige Wolke; es begannen einzelne, sehr große Tropfen zu fallen, es erhob sich ein heftiger, wirbelnder, in einzelnen Stößen erscheinender, auf und niederwärts wehender Wind; die zusammengeballte Wolkenmasse ergoß sich in einen immer stärker werdenden Regenstrom; ihn durchschlängelten flammende, das Auge blendende Blitze, gefolgt von schmetternden Donnerschlägen, und der

Himmel hatte sich so tiefdunkel umhüllt, daß nur das weißgelbe, von Zeit zu Zeit die ganze Gegend beleuchtende Licht der Blitze Konrads Kutscher es möglich machte, auf der gerade durch ein Gehölz führenden Landstraße fortzukommen. — „Gottlob, wir haben nur noch ein Paar hundert Schritte bis zur Waldschenke an der Steineiche; ist sie auch eine armselige, wenig besuchte Barake, so gibt sie uns doch für diese Nacht ein schützendes Obdach, dazu einen guten Eierkuchen und eine Flasche trinkbaren Landweins.“ — Nach diesen Worten, die der Kutscher in den Wagen hineingerufen hatte, hieb er frischen Muthes in seine Pferde hinein, und nach wenigen Augenblicken hielten diese an dem Hofthore der Waldschenke, einem öden Hause, umgeben von verfallenen Mauern, größtentheils selbst eine Ruine.

Mit angenehmen Erstaunen fand Konrad in der Zechstube, wohin er von dem kriechend-höflichen Wirth geleitet worden, eine Gesellschaft, deren Aeußeres verrieth, daß sie den höheren Ständen angehöre; es war der Graf Rotelier mit Gemahlin, Tochter und Schwiegersohn, der, von seinen Gütern in der Bretagne nach Paris sich begebend, den Unfall hatte, daß dicht an der Waldschenke eine Hinterachse seines Wagens brach. — Nach gegenseitiger Begrüßung wurde Konrad von dem gastfreundlichen Grafen sogleich eingeladen, Theil zu nehmen an seinem und seiner Familie Abendbrod, das, aus einer Pastete, kaltem Wildbraten und feurigem Burgunder bestehend, nicht aus dem armselig bestellten Speisevorrath und Keller der Waldschenke hervorgegangen, sondern von dem Grafen in seinem Wagen mit-

gebracht war. — Doch lieferte die Waldschenke auch zwei Gerichte, und wirklich ganz köstliche, nämlich eine Schüssel voll dampfender Kartoffel und dazu sehr schmackhafte Butter, — eine Lieblingsspeise der beiden Damen, die sie eigens bestellt hatten, und der nun auch die Herren tüchtig zulangten.

„Es ist wirklich merkwürdig und ein trauriges Zeichen der niedrigen Stufe unserer Volksbildung, — begann Graf Latour, der Schwiegersohn des Grafen, — daß es unter Tausenden von Franzosen vielleicht nicht ein Duzend sind, die den Namen des Mannes kennen, der die Kartoffel in Frankreich einführte, und dieses tägliche, so nützliche als wohlschmeckende Nahrungsmittel Unzähliger allgemein gemacht hat. — Ihm gebührt ein Monument des Dankes einer ganzen Nation, und gewiß eher, als einem Voltaire, der noch heut zu Tage bis zu den Wolken erhoben wird, ohne es, als Mensch verdient zu haben, denn sein Charakter war schwankend und voll von Widersprüchen, abhängend von sinnlichen Begierden, wechselnden Launen, Versuchungen eines beißenden Witzes und einer bis zum Lächerlichen gesteigerten Eitelkeit. Voltaire war ein die Rollen oft wechselnder Schauspieler auf der Bühne des Lebens, bald den Schein der Sittlichkeit, Zucht und Frömmigkeit annehmend, bald ruchlos und ungezügelt bei verletzender, hämischer Bitterkeit, bald ein begeisterter Redner für die Rechte der Menschheit, dann wieder ein schamloser Spötter über ihre heiligsten Angelegenheiten, vorzüglich aber in allen seinen Worten und Schriften ein frecher Verachter der heiligen Religion und ihrer Diener. — Doch wenden wir unsern zürnenden Blick

ab von diesem Unwürdigen, um heitern Auges und mit ehrendem Gefühle der Dankbarkeit hinzuschauen auf unsern Landsmann, Anton August Parmentier, diesem hoch zu feiernden Wohlthäter von ganz Frankreich, der in diesem Lande die Kartoffel wenn auch nicht gerade eingeführt, sondern zum Wohl von Millionen ihre Verbreitung gegründet, ihren Gebrauch allgemein gemacht hat. — Die Geschichte seiner gemeinnützigen Handlung ist eben so anziehend, als von volksthümlichem Werthe, — daher erlaube ich mir, sie zu erzählen:

„In dem strengen Winter des Jahres 1749 lebte zu Mondidier eine arme fromme Wittwe, welche trotz der mühevollsten Anstrengungen kaum so viel erschwingen konnte, um ihre armen Kinder vor der schmerzlichsten Kälte und vor dem Hinschmachten und Hunger zu bewahren; jeden Morgen, lange vor Sonnenaufgang, sah man sie auf dem kleinen Betschemel vor dem Kruzifixe, um den lieben Gott auf den Knieen zu bitten um das tägliche Brod für sich und ihre Kleinen. Frau Antonie war einst in bessern Glücksumständen gewesen, aber der plötzlich eingetretene Tod ihres Gatten hatte sie um Alles gebracht, um Vermögen, um ihre Freunde und Gönner, um ihre schönsten Hoffnungen. Die Gebeugte verzweifelte nicht, denn sie war noch jung, besaß Geist, viel Verstand, eine musterhafte Rechtlichkeit; und gleich allen frommen Frauen, welche viel erduldet und gelitten haben, war sie ausgestattet mit einem kostbaren Schatze, mit einem werthvollen Eigenthume; dieses hieß — unerschütterliches Vertrauen auf Gott, ächt christliche Demuth. — Solch ein See-

lenreichthum war nach ihrer religiösen Ueberzeugung mehr als genügend, um ihren geliebten Kindern eine gute christliche Erziehung zu geben, und was ihres Leibes Nothdurft und Nahrung betraf, so vertraute sie sammt ihren Kindern auf die Barmherzigkeit dessen, der auch die jungen Raben nährt und die Lilien des Feldes kleidet. Sie arbeitete fleißig und verlor den Muth nicht, aber ihre Gesundheit ward untergraben durch ihre rastlose Thätigkeit; sie wurde gefährlich krank. — Ohne Klage ertrug die gottergebene Dulderin ihre Leiden, ihr kummervolles Auge beweinte allein noch den hilflosen Zustand ihrer Kinder, die betend und schluchzend das Schmerzenlager der geliebten Mutter umstanden. Eine gefällige Nachbarin holte einen Arzt, der sich auch herbeiließ, ein Heilmittel unentgeltlich zu verordnen; das Rezept mußte unbenützt bleiben, weil die Wittwe kein Geld hatte, um die Arznei zu bezahlen. Ohne das Einnehmen der verordneten Arznei mußte die Kranke sterben, und doch hatte weder sie noch die wenigen, aber eben so dürftigen Mitbewohnerinnen dieses Hauses, welche sie pflegten, auch nur die kleine Summe, welche zur Bezahlung der Arznei nöthig gewesen wäre."

„Wer wird die arme Mutter Antoniette retten?" seufzte eine alte Frau, welche still weinend am ärmlichen Bettlein kniete.

„Der liebe Gott wird mein Retter seyn," sprach die Kranke mit schwacher Stimme. — „Und ich!" — rief Anton, ihr ältester Sohn, — mit einem Feuer, das einer göttlichen, rasch aufwallenden Eingebung glich. Bei diesen Worten nahm der zwölfjährige Knabe

das Rezept des Arztes vom Tische, küßte seine Mutter auf die bleichen Lippen und flüsterte, als wolle er dadurch um so eher den langsam herannahenden Tod beschwichtigen: „Warte, lieb Mütterchen, bis ich zurückkomme" — und mit ein Paar flüchtigen Sätzen war er aus der Stube."

„Nach Verlauf einer halben Stunde brachte Anton den heilsamen Trank, den der Arzt verordnet hatte, aus der Apotheke und flößte ihn seiner Mutter nach der Vorschrift ein. Das Arzneimittel hatte die Krisis der Krankheit gebrochen und die wider alle Erwartung rasch folgende Genesung der Wittwe war die glückliche Folge. Anton mußte seiner Mutter erzählen, wie es ihm möglich geworden, ohne Geld die Bereitung der Medicin zu erlangen. Dieses Mittel war zwar einfach, aber der sprechendste Beweis von Antons kindlicher Liebe gewesen. Nachdem er den geldgierigen Apotheker mit dem innigsten Flehen, mit Thränen vergebens bestürmt hatte, ihm das Heilmittel unentgeldlich abzulassen, machte er sich gegen ihn verbindlich, durch Arbeit in seinem Hause, durch alle mögliche Dienstleistung die Schuld abzutragen. Der Apotheker ließ sich erbitten. Aus Freude über so innige Kindesliebe drückte die Mutter den guten Sohn mit zitternden Armen an das Herz; sie war zu gerührt, um nur ein Wort sprechen zu können."

„Der Apotheker hatte das Anerbieten des Knaben nicht zurückgewiesen; da er bei ihm eben so viel Verstand und seinem Alter angemessene Kenntnisse, als Dienstfertigkeit und Eifer bemerkte; er nahm ihn als Lehrling in sein Haus auf, wo er einige Jahre blieb,

dann aber sich einen größern und ausgedehntern Wirkungskreis, eine reiche Gelegenheit zur Vermehrung seiner Kenntnisse in Paris suchte. — „Ich habe, — schrieb er an seine gute Mutter, — viele Entbehrungen, Bedrängnisse und Leiden erduldet, aber Gott war mir ein Vater der Erbarmung, und unter dem Beistande edler Menschen und dem Schutze der Wissenschaften habe ich meine Zukunft zu sichern vermocht. Weinen sie nicht, theure Mutter, meine Gegenwart ist jetzt schon geborgen, dazu die Hilfe gegen Nahrungssorge in ihren alten Tagen, denn die Regierung hat mir die Stelle eines Gehilfen bei der Feldapotheke der nach Deutschland bestimmten Armee verliehen; welch ein Glück für mich!"

„Anton Parmentier zeichnete sich während des Krieges rühmlich aus; sein Muth und sein gesitteter frommer Wandel machten ihn beliebt bei seinen Vorgesetzten, seinen Kameraden und seinen Untergebenen. Allein das Glück war dem jungen Feldapotheker nicht sehr günstig; fünfmal fiel er in feindliche Gefangenschaft, weil er aus gottgeweihtem Eifer der Nächstenliebe für das Wohl der Verwundeten jederzeit bis an die feindlichen Linien hin das Schlachtfeld durchforscht hatte; ebendeßhalb schwebte er auch mehr als einmal in Lebensgefahr. — Indeß benützte Parmentier die Dauer seiner Gefangenschaft in Deutschland ungemein zu seinem Vortheil, indem er während dieser nur dem Studieren in den seinem Fache angehörenden Wissenschaften lebte, deren Kenntniß damals durch die Forschungen vieler Gelehrten in Deutschland höher stand, als irgend anderswo. — Parmentier wurde mit vielen

Kriegsgefangenen nach Frankfurt am Main gebracht. Da erhielt er die Erlaubniß, eine eigene Wohnung nehmen zu dürfen, während seine Schicksalsgefährten in die Kasernen gleichsam eingepfercht wurden. — Diese Erlaubniß gab ihm die folgenreiche Gelegenheit, bei dem Apotheker Meyer, der für einen der angesehensten Männer der Stadt Frankfurt galt und zugleich den Ruf eines ausgezeichneten Chemikers (Scheidekünstlers) hatte, Wohnung und Gastfreundschaft zu finden."

„Eines Tages wurde beim Mittagstische ein Gericht aufgetragen, welches Parmentier noch nie gesehen hatte. Es bestand aus rundlichen, dünnhäutigen, dort und da aufgesprungenen, mehligen Knollen von der Größe mittelgroßer Aepfel. Parmentier betrachtete die dampfenden Knollen mit Befremdung. Als er auf Meyers Frage: „ob er solche Speise kenne?" versichert hatte, sie noch nie gesehen zu haben, vernahm er von ihm: „diese Knollen seien Kartoffel, aus Peru stamstammend, wo sie Papes genannt werden und das vorzüglichste Nahrungsmittel der Einwohner ausmachen; sie seien auch eine der gesündesten, nahrhaftesten, wohlfeilsten Speisen, und außer den Kartoffeln gebe es nicht leicht eine Frucht, die als ausgezeichnetes Nahrungsmittel so verschiedenartig zubereitet werden könne." — Parmentier erinnerte sich, von diesem peruvianischen Gewächse gehört zu haben, wie auch, daß es nur in den Gärten kultivirt werde, selbst noch gegen die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts an der königlichen Tafel in Paris als eine Seltenheit genossen worden, außerdessen aber als Speise gar nicht, oder äußerst wenig im Gebrauche sei, und in mehreren Ländern nur dort

und da als Schweinfutter benützt werde. — Meyer fügte der Versicherung: „in Deutschland seien die Kartoffeln bereits ein so verbreitetes Nahrungsmittel der untern Volksklassen, daß Tausende von Menschen sich größtentheils von ihrem Genuße nähren“ — die wohlgemeinte, nachdrückliche Ermahnung bei: „daß Parmentier die eben so gemeinnützige als erfolgreiche Unternehmung mache, in Frankreich den Anbau der Kartoffel auf dem Lande einzuführen, indem dieses das vortrefflichste Mittel sei, dem Elende der untern Volksklassen gründlich abzuhelfen.“

„Nachdem Parmentier einige Kartoffeln gegessen und sie sehr schmackhaft gefunden hatte, rief er mit Lebhaftigkeit aus: „In der That, mein Herr, diese wirklich sehr angenehm zu genießende und vorzüglich nahrhafte Frucht, eben so ihre wohlmeinende Aufforderung erzeugen in mir eine großartige Idee. Ich will, sobald es mir wieder gegönnt ist, in mein Vaterland zurückzukehren, mit dem Anbau, besonders mit der Verbreitung der Kartoffeln die thätigsten Versuche machen.“

„Die französischen Kriegsgefangenen, gegen Deutsche ausgewechselt, kehrten nach Frankreich zurück; unter ihnen Parmentier, der wenige Tage nach seiner Rückkehr zum Unter-Apotheker im Hotel der Invaliden zu Paris ernannt, und bald darauf von der Akademie von Besançon *) durch Zusendung des Programmes einer volkswirthschaftlichen Preisaufgabe überrascht

---

*) Die Hauptstadt gleichnamigen Bezirkes und des Departements Doubs in Frankreich.

wurde, die darin bestand, einen neuen Nahrungsstoff aufzufinden, der in Zeiten der Hungersnoth das Getreidemehl zu ersetzen vermöge. — Für die richtige Lösung der Preisaufgabe war von der Regierung ein enormer Preis ausgesetzt."

„Parmentier, der Rede seines Freundes Meyer in Frankfurt und der genossenen, so wohlschmeckend und nährend gefundenen Kartoffeln eingedenk, jubelte im Stillen, daß diese Aufforderung seinem schon längst im Geheimen gehegten Wunsche so günstig entgegenkomme, und fühlte sich überglücklich, als es ihm noch am nämlichen Tage gelungen war, von einem der königlichen Hofgärtner ein Dutzend Knollen für eine bedeutende Summe zu erhalten. Sogleich entschlossen, nicht blos mit Worten, sondern durch die augenscheinliche, überzeugende That um die Erreichung der von der Akademie von Besançon verlangten Lösung der Preisaufgabe zu ringen. In einem Winkel des Gartens der Invaliden pflanzte er die erhaltenen Knollen und widmete seiner Pflanzung die regeste Sorgfalt."

„Es war Parmentiers Vorhaben, die Wohlfahrt seiner Entdeckung zuerst im Hotel der Invaliden anzuwenden und zu bewahren; aber der eigensinnige Widerstand der Krankenwärterinnen, welchen die Bereitung der Speisen für die Invaliden oblag, war die erste Schwierigkeit und eine um so stärkere und für ihn nachtheiligere, da er durch die von ihm hartnäckig verfolgte Neuerung den Zorn der Priorin auf sich lud, und diese ihren gewichtigen Einfluß dahin benützte, Parmentier von seiner Stelle zu verdrängen. Der Unermüdliche wandte sich nun an die Minister, aber

diese, ihrer Meinung nach, mit wichtigeren Dingen zu sehr beschäftigt, wiesen sein Unternehmen ohne alle Theilnahme zurück. — Unverdrossen wandte sich Parmentier an die berühmtesten Gelehrten und Oekonomen von Paris; da ging es ihm fast noch schlimmer, denn sie sprachen ein Langes und Breites von Aussatz, Seuche, Fieber und andern Krankheiten, die unerläßliche Folgen des Genußes der Kartoffel seien."

„Eine Hoffnung blieb dem verkannten Menschenfreund noch übrig; die Hilfe und Unterstützung des Königs Ludwig gewährte ihm eine Audienz und hörte mit Aufmerksamkeit, ohne alle Unterbrechung Parmentiers Vorschläge an, der mit aller Wärme das Mittel schilderte, wie der König allen Armen seines großen Reiches das tägliche Brod zu reichen vermöge."

„Schon wenige Tage nach dieser Audienz wurden auf des Königs ausdrücklichen Befehl dem Bittsteller 54 Morgen unbearbeiteten Landes zur Verfügung gestellt, welche er mit Kartoffeln bepflanzen und über deren Gedeihen dem Könige selbst Bericht erstatten sollte. Wenige Monate später fand sich Parmentier wieder im Schlosse zu Versailles ein und überreichte Ludwig einen Strauß von Blüthen, deren gleichen man in allen königlichen Gärten noch nicht gesehen hatte. — Ein freundlicher Wink des Königs, ein huldreiches Lächeln machten dem seither Unbeachteten alle Höflinge zu Freunden und Gönnern. Sire, — sagte Parmentier mit freudetrunkenen Blicken, mit Thränen der Rührung, deren sich der barmherzige Menschenfreund im Kreise kaltherziger Höflinge nicht schämte — ihre Unterstützung hat mir Segen ge-

bracht; ich darf die schönsten Hoffnungen für das Gelingen hegen; die Blüthe ist da und die Frucht wird bald folgen. Die Armen sollen — Dank ihrer Liebe und Weisheit — nicht mehr Hungers sterben."

„Monsieur, — sagte Ludwig mit einem schönen Gefühle seines wahrhaft königlichen Herzens — ganz Frankreich wird ihnen danken, daß sie den Armen Brod gegeben haben." — Er steckte eine der Blüthen in ein Knopfloch, die Königin trug Abends solche Blüthen in ihrem reichen Haar, Herzoge, Prinzen, Grafen und Hofherren suchten jetzt die Freundschaft des unbedeutenden, schlichten, unbediensteten Apothekers, nur von ihm eine solche Blüthe zu erhalten; statt des Ludwigskreuzes heftete man eine ganze Woche Kartoffelblüthen an die Brust, und ganz Paris, somit auch ganz Frankreich sprach nur mehr vom Herrn Anton August Parmentier, dem vormaligen Unterapotheker des Invalidenhauses. — Parmentier erschien im Theater, zwischen dem König und der Königin, die vornehmsten Damen des Hofes grüßten ihn, die ersten Dichter besangen seine Verdienste um Frankreich, das Volk rief jubelnd seinen Namen.

„Als die Kartoffeln, welche Parmentier gepflanzt hatte, vollkommen reif waren, erschienen sie auf der Tafel des Königs. Alles kostete sie und schenkte ihnen Beifall; es wurden Trinksprüche ausgebracht und Ludwig, den gefüllten Goldpokal hoch emporhebend, rief: Dem wackern Parmentier im Namen des dankbaren, nun nicht mehr dem Hunger verfallenden Volkes!" —

„Parmentier erhielt den Preis der Akademie von

Besançon und das Ludwigskreuz, und das Volk, welches früher die Kartoffel nur als brauchbar zum Füttern der Schweine geglaubt hatte, fing nun an, mit Eifer —

In diesem Augenblicke wurde die Thüre der Zechstube leise, aber rasch aufgethan; es schlich herein der Jäger des Grafen Rotelier, mit der rechten Hand Stillschweigen winkend, in der linken und unterm Arme Doppelgewehre, Pistolen und Hirschfänger tragend; ihm folgten der Wirth und die Wirthin, beide bleich und zitternd; sprachlos starrte die Gesellschaft den Eintretenden entgegen. — „Es droht uns die Gefahr, — sprach er mit gedämpfter Stimme, — von einer Räuberbande angefallen zu werden; nur Muth und Besonnenheit können uns retten; doch hoffe ich, daß mir ein Plan, den ich ersonnen, mit Gottes Hilfe gelingen wird. Bewaffnen sie sich, gnädige Herren und folgen sie mir schnell und in aller Stille auf den Platz, den ich ihnen anweisen werde. Die Damen bleiben hier unter Obhut der Wirthsleute, von denen sie, im unglücklichsten Falle, wenn die Räuber siegen sollten, durch dieses niedrige Fenster in den ganz nahen Waldgebüschen versteckt werden. Nun keinen Augenblick gezaudert!" — In wenigen Augenblicken waren der Graf und sein Schwiegersohn, jeder mit einer Doppelflinte und zwei Pistolen bewaffnet; mit schnellem Griffe hatte Konrad seine Reisepistolen, die er beim Eintritte in die Gaststube auf eine Bank gelegt, an sich gerafft, und lautlos, auf den Zehen, folgten die Männer dem rasch voranschleichenden Jäger.

Es war die furchtbare Gefahr, nicht blos beraubt,

sondern auch ermordert zu werden, die der Gesellschaft drohte.

Der Jäger des Grafen, — Louis Morain hieß der kluge, muthige Mann, — begleitete auf der Reise, wie es damals in Frankreich Sitte war, seine Herrschaft zu Pferde. — Wenige Tage vor deren Abreise nach Paris war ihm, statt seines bisherigen, bereits alten und starrfüßigen Dienstpferdes, ein noch junges von vorzüglicher Schönheit gegeben, welches er ungemein lieb gewann. Auf dem heutigen Ritte war Brillant — so hieß der schöne Goldfuchs — unwohl geworden, hatte das Abendfutter versagt, stand da mit gesenktem Kopfe und scharrte von Zeit zu Zeit mit den Vorderhufen den Boden, damit anzeigend, daß er Schmerzen leide. — Morain hatte sich im Stalle einen Sitz bereitet, um in der Nähe seines lieben Brillant, dessen Unwohlseyn ihm so vielen Kummer bereitete, die Nacht wachend hinzubringen.

Der alte, beinahe dem Einsturze drohende Stall hatte an den Wänden dort und da weit klaffende Risse. Durch einen derselben bemerkte Morin plötzlich aus einer kleinen, eben so baufälligen, an der Hofmauer gelegenen Scheune einen Lichtschimmer hervorblitzen. — Der Jäger wußte, daß der Wirth und sein Eheweib, die einzigen Bewohner dieser einsamen Waldschenke, in einer Kammer dicht am Stalle, der Kutscher und der Bediente in einem Verschlage neben der Bodentreppe bereits im Schlafe liegen; der Lichtschimmer war ihm befremdend und verdächtig; den blanken Hirschfänger in der Rechten, eine gespannte Pistole in der Linken schlich er aus dem Stalle der Scheune zu."

Ein großes Astloch gab ihm freie Aussicht in das Innere der von dem Lichte einer Laterne matt erleuchteten Scheune. — Zwei Männer von wildestem Aussehen, jeder im breiten Ledergürtel um den Leib ein langes Messer und zwei Pistolen, zwischen den Füßen eine kurze Büchse, saßen, die Gesichter ihm zugewandt, auf einer Bank vor einem über Fässer gelegten Brette, worauf ein bedeutender Geldhaufe lag und daneben eine große, mit Stroh umflochtene Flasche stand, der sie, allem Anscheine nach, mit unmäßiger Befriedignng ihrer Trunkgierde bereits zugesprochen hatten, da beide ziemlich berauscht waren und es von Augenblick zu Augenblick noch mehr wurden, da die Flasche fast ununterbrochen von Hand zu Hand ging. — Der Eine theilte jetzt das aufgehäufte Geld, ohne es zu zählen, blos nach dem Augenmaße, in zwei sich ziemlich gleiche Theile, davon jeder den seinigen zu sich steckte.

Mit Schrecken erkannte der Jäger in dem ältern der beiden Männer den so oft in öffentlichen Blättern beschriebenen, so oft abgebildeten Räuberhauptmann Pelliard, genannt der rothe Fleischhacker, wegen der brennend rothen Farbe seiner Haare und wegen der Blutgierde, mit welcher er die Unglücklichen, die bei Strassenraub oder Einbruch in seine Gewalt kommen, abschlachtete. — „Ich habe drei Nächte hindurch kein Auge geschlossen, und will nun ein wenig ruhen. Bleibe wach, Moussard; sobald du vom Walde her den Signalpfiff hörst, so beantworte ihn draußen an der Mauer und wecke mich. Dann werden die Fremden bald abgekehlt seyn.“ — Nach diesen Worten warf sich der Räuberhauptmann, die Doppelbüchse in den ver-

schlungenen Armen, auf einen Haufen Streue, der in einem Winkel lag; schon nach wenigen Augenblicken verrieth ein starkes Schnarchen, daß er in tiefen Schlaf verfallen sei. — Moussard, sein Raub- und Blutgeselle nahm seinen Karabiner zwischen die Kniee, dann aus der Tasche eine kleine Diebspfeife, legte sie vor sich hin, ergriff mit beiden Händen die gewaltige Flasche und that aus ihr einen Zug, der gar nicht enden wollte. — Er lehnte sich zurück an die Bretterwand der Scheune, die Augen weit aufreißend, ohne Zweifel, um sich wach zu erhalten; er stopfte zu diesem Zweck seine Tabakspfeife und qualmte heftig; aber der gute Wille war schwächer, als die Wirkung der befriedigten Trinksucht; bald schlossen sich die widerstäubenden Augen; an Schlaf und Geschnarche überbot Moussard seinen Häuptling.

Nun war für den Jäger der ersehnte Augenblick gekommen, seinen schnell entworfenen Plan auszuführen. Er schlich in die Scheune, nahm die Diebspfeife an sich, löschte das Licht in der Laterne aus, verschloß dann das Scheunethürlein von außen mit dem daran befindlichen eisernen Riegel und stemmte noch einen Balken vor, welchen ihn das hellleuchtende Mondlicht in der Nähe finden ließ; — es möchte ihm ein leichtes gewesen seyn, die beiden Räuber durch ein Paar sicher geführte, kräftige Dolchstiche zu ermorden; aber diese Blutthat wäre Meuchelmord gewesen, und einen solchen zu üben, war Morain zu religiös. — Er kehrte schleunig in die Waldschenke zurück, weckte den Kutscher und den Bedienten, und entdeckte ihnen mit beflügelten Worten, daß Gefahr von Räubern

drohe, beorderte den Bedienten, welchen er als einen wenig muthigen Menschen, dagegen als einen ungemein flüchtigen Läufer kannte, aus dem nahen Städtchen Dillon die Marechaussee *) zu holen, raffte alle da befindlichen verschiedenen Gewehre zusammen, und eilte nun zu seiner Herrschaft, ihr zu sagen, was im Werke sei. —

Die Besatzung der Waldschenke, aus dem Grafen und seinem Schwiegersohn, aus Konrad, dem Kutscher und Jäger bestehend, hatte nach des Letztern Anordnung an der innern Seite der Mauer seine Stelle eingenommen, jeder in gleichen Zwischenräumen mehrere Schritte von dem Andern entfernt und alle knieend, um bei dem klaren Vollmondlichte von der erwarteten Räuberbande nicht bemerkt werden zu können. — Es mochte eine Stunde verflossen seyn, ohne daß sich vom Walde her ein Signal vernehmen ließ und schon dachte der nächstenliebende Graf Rotelier: es sei die herbeigerufene Marechaussée in jedem Augenblicke zu erwarten und dadurch dem Blutvergießen gesteuert, indem sich die Räuber nicht heranwagen würden, da gellte aus dem Walde ein schneidend scharfer, kurz abgestossener, dann ein langgedehnter Pfiff durch die stille Nacht; schnell und ebenso antwortete der Jäger. — Eine dunkle Maße bewegte sich langsam, geräuschlos aus dem Walde hervor; sie entwickelte sich und man konnte beim Mondlichte eilf Gestalten sehen, die bald wieder einen Haufen bildete, der einem Voranschrei-

*) Marechaussee — in früherer Zeit die berittenen Polizeisoldaten in Frankreich.

tenden in geringem Abstande folgte. — Jetzt war die Bande in Schußweite an der Mauer; plötzlich tauchten die fünf Männer auf das Zeichen des Jägers hinter der Mauer empor mit angelegten Büchsen, und der Graf forderte mit seiner sonoren, weitschallenden Stimme die Räuber auf, unverzüglich die Waffen niederzulegen und sich zu ergeben. — Das Krachen mehrerer Gewehre war die Antwort der Räuber. „Feuer!" kommandirte der Graf, und zwei Räuber stürzten; die übrigen flohen in den Wald zurück.

Schnell hatten die Vertheidiger der Waldschenke ihre Gewehre wieder geladen; der Graf rief sie an seine Seite. „Hat Gaspar den rechten Weg nach Dillon genommen, — sprach er, den Saum des Waldes nicht aus dem Auge lassend, — und sind die Reiter der Marechaussee nicht gerade auf Patrouille oder Streifzug, so ist das Eintreffen der Hilfe von dorther jeden Augenblick zu erwarten. Dessen ungeachtet dürfen wir uns keinen Augenblick der geringsten Fahrlässigkeit schuldig machen, denn die Räuber sind gewiß nicht geflohen, um nicht wieder zu kehren, sondern um sich zu berathen und einen Plan zu unserm Verderben zu ersinnen. Dieses möchte, da sie uns noch fast um die Hälfte überlegen sind, wohl nicht zu vermeiden seyn, wenn ihnen der Gedanke käme, sich zu theilen, und durch ein Umgehen unserer linken Seite uns in die Mitte zu nehmen. Von der rechten her haben wir nichts zu befürchten; die hier uns von vorne schützende Mauer lauft dicht bis an die Kante des schroffen Felsens, der sich bis zur Waldschenke erstreckt; dieser und der reissende, tiefe, breite Strom, der ihn bespült, ge-

statten da von Außen keine Annäherung; daher müssen wir nach links hin sehr aufmerksam seyn, jetzt aber unverzüglich unsere guten Plätze wieder einnehmen, denn die Räuber treten so eben, wie wir Alle recht gut sehen können, aus dem Dunkel des Waldes, um uns ihren gutgemeinten Besuch zu wiederholen. — Schnell jeder an seine Stelle; laßt uns im Stillen Gott anrufen und ihm vertrauen." — Nach wenigen Augenblicken hatten die Männer ihre Plätze wieder eingenommen, der anrückenden Bande muthig entgegen sehend.

Was Graf Rotelier befürchtet hatte, traf ein. Die Räuberbande stürmte heran, aber noch außerhalb der Schußweite ihrer Gegner trennte sie sich und die Hälfte davon umlief die Waldschenke, in der ihr auch ohne Hinderniß gelungenen Absicht von rückwärts anzugreifen und so den Grafen und seine Waffengefährten in doppeltes Feuer zu nehmen. Diese, schnell vereint und außer Möglichkeit, ihrer geringen Anzahl wegen gegen zwei Seiten zu kämpfen, warfen sich mit größter Tapferkeit auf die von der Waldschenke her auf sie Heranstürmenden, um sie zu vernichten und dann, im Rücken frei, mit den Andern den blutigen Kampf aufzunehmen. — Es gelang ihnen auch, wieder zwei Räuber niederzustrecken, aber sie hatten es doch noch mit sieben dieses von Gierde nach Raub und Mord beherrschten Gesindels zu thun. Aus dem Feuer hatte sich schnell ein wildes Handgemenge entwickelt.

Konrad, voll Feuer und Muth, ein gewandter Fechter, war der glänzende Held des immer blutiger sich gestaltenden Gefechtes. Der Jäger und der

Kutscher waren an seiner Seite gesunken, aber er hatte schon zwei Räuber niedergehauen und den dritten im Augenblicke, als dieser eben dem an der Kehle gepackten Grafen Latour das Messer in die Brust stossen wollte, mit dem Kolben seiner abgeschossenen Pistole, die er in der linken Hand führte, zu Boden geschlagen.

Die noch übrigen vier Räuber, von dem Muthe, mit welchem die beiden Grafen fochten, von Konrads Gewandtheit in der Führung seiner blutgetränkten Klinge, von seiner bis zur Tollkühnheit gesteigerten Tapferkeit in Schrecken gesetzt, begannen, nicht mehr angreifend, nur mehr schwach sich vertheidigend, gegen das Gehöfte sich zurückzuziehen, um freien Rücken zu haben; da krachte unter den gewaltigen Kolbenstößen der eingesperrten beiden Räuber das Pförtlein der kleinen Scheune; nach einigen Stößen war es zertrümmert und vor Wuth schäumend, die weichenden Gesellen mit gräßlichen Flüchen zum frischen Kampfe anfeuernd, stürzte Pelliard, von seinem Kameraden gefolgt, unter wildem Gebrülle in den Kampf, mit der rechten Hand die breite, scharfe Klinge schwingend, in der linken die gespannte Büchse.

Mit einem Schrei des Entsetzens starrten die beiden Grafen zurück. — „Sieg oder Tod!" — rief Konrad mit Löwenstimme, und warf sich dem Furchtbaren entgegen. Ein rascher Hieb lähmte Pelliards linke Hand; ihr entfiel die Büchse, und nun wüthete der Zweikampf, nun galt und entschied die Fechtkunst, denn es waren gleiche Waffen, lange, wohlgeschärfte Säbelklingen, mit denen sich die beiden Feinde bekämpften.

Bald blutete der Räuber aus mehreren Wunden, auch Konrad war nicht unverletzt geblieben, aber seinem Gegner an Fechtkunst weit überlegen; schon war es ihm gelungen, Pelliard vom Kampfplatze der Uebrigen immer weiter hinweg, immer näher an den Rand des wasserumtosten Felsens zu drängen; da schleuderte Pelliard, nicht mehr der Klinge, nur seiner riesigen Körperstärke vertrauend, den Säbel von sich, schlug mit Blitzesschnelle Konrads vorgehaltene Klinge zur Seite und umschlang ihn mit pressenden Armen. Sie rangen; armer Konrad, es war das Ringen des Knaben mit dem Manne. „Jetzt bist du mir verfallen!“ brüllte der mordgierige Wütherich unter gräßlichem Hohngelächter, umkrallte Konrads Hals mit würgender Faust, schleppte den Röchelnden an den Rand des Felsens und schleuderte ihn weit hinaus. — Ein Augenblick, und versunken war der Unglückliche in der Tiefe des reissenden Stromes.

Auf schnellen Schwingen rauschte daher die strafende Vergeltung. Noch hatte Pelliard die hinweggeschleuderte Klinge nicht vom Boden aufgerafft, um seinen Blutgesellen zu Hilfe zu eilen und wieder zu morden, da sprengte die Marechaussee mit verhängten Zügeln daher. In feiger Flucht Rettung suchend, sprang Pelliard über die verfallene Mauer und floh dem Walde zu. Einer der Reiter gewahrte den Fliehenden; nach wenigen Augenblicken war er an seiner Seite, mit hochgeschwungener Klinge. Die zischte nieder und mit gespaltenem Haupte röchelte Pelliard, der furchtbare Räuberhauptmann, sein mordbelastetes Leben unter der Wucht des tödtenden Hiebes aus.

Fünfzehntes Kapitel.

Konrad kommt in Paris an.

Des Allmächtigen Vaterhand hatte über Konrad Hellwig schützend und rettend gewaltet.

Von der riesigen Faust des Räuberhäuptlings in die tosende Fluth geschleudert, hatte Konrad durch den gewaltsamen Sturz im ersten Augenblicke die Besinnung verloren; doch schnell war diese wiedergekehrt, mit ihr das Vermögen zu denken, die Kraft zu handeln. — Ein vorzüglicher Schwimmer und ausdauernd im Tauchen schwamm Konrad stromabwärts unter dem Wasser fort, weil er befürchtete, bei seinem Erscheinen über demselben von einem der Räuber erblickt und mit einer Kugel begrüßt zu werden. Als er schon eine ziemliche Strecke fortgeschwommen und nicht mehr im Stande war, unter dem Wasser auszuhalten, erhob er langsam den Kopf, vorsichtig einhersehend, ob keiner der Räuber in der Nähe sei, und nach dem Wirthshause hinforschend. Er sah und hörte nichts, was ihn hätte beunruhigen können; doch kurze Zeit darauf, als er in einem Gebüsche am Ufer sich gelagert hatte, um auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln, erblickte er durch die Lücken der Zweige des Gebüsches mehrere Reiter der Marechaussee mit blanken Säbeln und in ihrer Mitte gebundene Räuber; sie zogen auf der Landstraße dahin. — Auf seinen Knieen, Thränen der Rührung und Freude vergießend, dankte der Gerettete dem himmlischen Vater für seine Rettung und eilte, so

schnell als seine Ermattung es gestattete, auf dem nächsten Wege über die Wiese hin dem Wirthshause zu.

Die Reisekutsche des Grafen hielt bespannt vor der Thüre, und eben wollte die gräfliche Familie sie besteigen, als Konrad, von Wasser triefend und nur mit Mühe sich fortschleppend, den Hof des Wirthshauses erreichte. Er wurde mit einem Freudengeschrei empfangen, zugleich mit Fragen über seine Rettung bestürmt, da Latour, der Schwiegersohn des Grafen, in dem Augenblicke, als Konrad von dem Räuberhäuptling Pelliard in den Fluß geschleudert wurde, nicht ferne davon mit zwei Räubern kämpfte und Augenzeuge dieser That war. — Aber Konrad, zu angegriffen, zu geschwächt, war nicht vermögend, eine der vielen Fragen den Heranstürmenden genügend zu beantworten; bis zum Umsinken erschöpft, mühesam Athem holend, klammerte er sich mit zitternden Händen an den Thürpfosten, um sich aufrecht zu erhalten. — Im Augenblicke umfaßten der Graf und sein Schwiegersohn den Erschöpften und trugen ihn unter den herzlichsten Betheuerungen ihrer Freude über seine Rettung und den giltigsten Beweisen ihrer Theilnahme in das Wirthshaus; die Damen bereiteten ihm mit reger Geschäftigkeit ein weiches Lager, nahmen aus ihrer kleinen Reiseapotheke Kamilenthee, stärkende Tropfen und pflegten seiner mit einer so liebevollen Aufmerksamkeit, wie selbe von ihnen ihren theuersten Anverwandten nicht besser hätte werden können.

Schon am Morgen des folgenden Tages war Konrad wieder so kräftig und wohl, daß er seine Reise nach Paris fortsetzen konnte. Er fuhr mit dem Grafen

auf dessen ausdrückliches Verlangen, und mußte diesem das Versprechen geben, während seines Aufenthalts in Paris im gräflichen Palais zu wohnen und sich in dieser Familie als ein Glied derselben zu betrachten.

Noch am nämlichen Abende hatte die fröhliche Reisegesellschaft das ersehnte Ziel erreicht.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in Paris wurde Konrad durch den Grafen Latour mit einem Manne bekannt, an welchen er sich mit Freundschaft und Vertrauen stets inniger anschloß. Lampeur, — so nannte sich der junge Mann, — verdiente auch das Wohlwollen und Vertrauen des tugendhaften Jünglings. Im Besitze eines bedeutenden Vermögens, unverheirathet, nur den Wissenschaften und Künsten lebend, vereinte er mit einem vielseitig und gründlich gebildeten Geiste das edelste, frömmste Herz. Er theilte seine Zeit zwischen Studien und anständigen Erholungen; die süßesten Freuden gewährte ihm sein wohlthätiger Sinn; unzählige Familien beteten für ihn, segneten ihn, ihren milden, im Stillen und mit Zartsinn hilfreichen Wohlthäter.

Von seinem Freunde Lampeur wurde Konrad mit den interessantesten Merkwürdigkeiten der Stadt Paris und ihrer nächsten Umgebungen bekannt gemacht, auch in mehreren Gesellschaften eingeführt, die nur von den achtungswürdigsten Mitgliedern gebildet waren. In diesen Gesellschaften kam öfters die Sprache auf den Marquis Dellcamps, den mächtigeu Minister, den allvermögenden Liebling des Königs. — Mit Bewunderung sprach man von seinem Geiste, seiner weisen, kraftvollen Verwaltung der inneren Verhältnisse des

Staates, aber mit Abscheu von seiner Härte gegen die Untergebenen, von der Eigenmacht und Willkühr, zu deren Ausübung, besonders in Ausstellung von **Lettres de cachet** (geheimen Verhaftsbefehlen), er das unbegrenzte Vertrauen des Königs gewissenlos mißbrauchte, von seiner Gleißnerei und Rachsucht, von seiner Tücke und Geldgierde, von seinen lasterhaften Ausschweifungen, von denen die Meisten nicht unbekannt blieben, so groß seine Bemühung und Feinheit war, sie gegen die erspähenden Blicke der Oeffentlichkeit mit einem siebenfachen Schleier zu umhüllen. — Nicht nur in den Gesellschaften, die Konrad mit Lampeur häufig besuchte, sondern auch im Hause des Grafen Rotelier, worin stets die mildeste Sprache liebevoller Duldung, entschuldigender Nachsicht, zarter Nächstenliebe vorherrschend war, hörte Konrad über den Premierminister Dellcamps Urtheile fällen, die ihn gegen diesen Bösewicht mit dem tiefsten Abscheu, gegen den verblendeten hintergangenen König mit dem innigsten Mitleiden erfüllten.

Eines Morgens saßen Graf Latour, Lampeur und Konrad im Garten der Tuilerien unter einer weitschattenden Plantane auf einer Steinbank, über wissenschaftliche Gegenstände sich unterhaltend. — Nicht ferne von ihnen ließ sich eine ältliche Dame, am Arme eines Dienstmädchens mehr wankend als gehend, auf einem Moossitze nieder; sie war in Trauer gekleidet; aus allen Zügen ihres blassen, zarten Gesichtes blickte ein tiefer Gram hervor. — Kaum hatte Graf Latour die Dame erblickt, als er zu ihr eilte, sie voll Ehrerbietung begrüßte und, vor ihr stehend, durch seine

Haltung, durch sein ganzes Benehmen bewies, daß er für diese Dame Verehrung und Ehrfuchrt hege.

„In dieser Dame erblicken sie, mein junger Freund, sprach Lampeur, den Konrad auf die Trauernde und auf die ehrerbietige Huldigung des Grafen aufmerksam gemacht hatte, das unglückliche Opfer der niedrigsten Habsucht und der grausamsten Ungerechtigkeit; sie sehen in ihr die hilflose Beute eines gewissenlosen Bösewichts. Die Geschichte der Gräfin Espremont, — so heißt die Dame, — ist, so zu sagen, ein öffentliches Geheimniß, das Jedermann weiß, aber tief in sich verschließt, weil der Marquis Dellcamps es ist, der die Gräfin in den Verlust all ihres Vermögens, in die bitterste Armuth stürzte, aber als unbeschränkter Machthaber so gefürchtet wird, daß Niemand den Muth hat, dieses öffentliche Geheimniß wirklich so öffentlich zu machen, daß es an die Schranken der Gerechtigkeit, daß es vor einen Richterstuhl komme, dessen Ausspruch die Unschuld triumphiren, das Laster erzittern mache. Aber ein solcher Richterstuhl wird sich in Frankreich nicht erheben, so lange Dellcamps die Zügel der obersten Staatsleitung in seinen fluchbeladenen Händen führt. — Hören sie, mein Freund, die kurze, aber jedes edle Herz empörende Geschichte."

„— Diese Gräfin Espremont, seit mehreren Jahren Wittwe, ist die Stiefschwester des Premierministers Dellcamps. — Er bewog die Unerfahrne, in ihrer unbegrenzten Herzensgüte ihm unbedingt Vertrauende durch das Versprechen, ihr die Hand des ungemein reichen Grafen von Espremont zu verschaffen, ihm ihr

ganzes Vermögen, im Betrage von 300,000 Livres,*) gegen mäßige Zinsen zu überlassen, bis zum Tode ihres Gatten, wo er dann selbes zurückzuzahlen habe; sollte sie früher als ihr Gatte sterben, so falle die Hälfte des Vermögens ihm, die andere dem Grafen zu. Dieser willigte in den Vertrag ein, der bei dem einschlägigen Gerichtshofe errichtet wurde."

Graf Espremont starb — als Bettler, denn durch sein zu kühnes Wagen von Summen auf großartige, Gewinn versprechende, größtentheils verunglückte Unternehmungen, durch seine unstillbare Spielsucht, seine sinnlosen Verschwendungen, seine lasterhaften, kostspieligen Ausschweifungen hatten ihn mit einer Masse von Schulden belastet, die sein Vermögen um mehr als das Doppelte überstiegen, und welche er fast gänzlich und auf die geheimste Weise bei den Großen des Königreichs gemacht hatte, deren Stolz es schmeichelte, dem Schwager des allmächtigen Premierministers Verbindlichkeiten zu erweisen.

„Die Gräfin, welche außer dem Kapital, das sie ihrem Stiefbruder geliehen, bei ihrer Vermählung noch 50,000 Livres im Vermögen gehabt hatte, die ihr aber von ihrem Gatten nach und nach abgelockt worden, besaß nach dessen Tod nur mehr ihren Schmuck und die Einrichtung der von ihr bewohnten Gemächer. In der Absicht, ein ferne von Paris einsam gelegenes Landgut zu kaufen, und da mit ihrer Tochter, ihrem einzigen Kinde, in stiller Zurückgezogenheit zu leben,

*) Livre — nach unserem Gelde 7½ Silbergroschen oder 27½ Kr. rheinisch.

bat sie den Minister, ihren Stiefbruder, das ihm geliehene Kapital binnen vier Wochen an sie zurückzubezahlen.

„Aber wie erstaunte, wie erschrack die gute Gräfin, als sie von ihm ein kurzes Billet erhielt: er glaube, die Frau von Espremont habe ihren Verstand oder ihr Gedächtniß verloren, indem sie doch wissen müsse, daß er schon vor zwei Jahren, an diesem und diesem Tage, das ganze Kapital in blankem Golde an sie heimbezahlt, und daß er nicht nur den an sie ausgestellten Schuldbrief zurückerhalten, sondern über die richtig geschehene Heimbezahlung der 300,000 Livres eine von ihr und ihrem Gemahl unterzeichnete Empfangsquittung in Handen habe."

„Die Gräfin fuhr zu allen Advokaten der Stadt Paris, um sich einen Anwalt gegen ihren Stiefbruder zu verschaffen; aber jeder verweigerte seinen Rechtsbeistand, aus Furcht vor der Macht, dem Hasse und der Rachsucht des Premierministers. Nur einer, von Armuth gedrückt, und hier auf einen bedeutenden Erwerb rechnend, ließ sich zur Uebernahme der Anwaltschaft bewegen, forderte aber eine so bedeutende Vorausbezahlung, daß die Gräfin, um ihn zu befriedigen, gezwungen war, ihren Schmuck zu verkaufen."

„Am Tage der Verhandlung erschien der Premierminister Marquis Dellcamps in eigner Person vor den Gerichtsschranken, und legte dem Richter die beiden Empfangsscheine vor. Die Gräfin erbot sich zum Eid, den vom Minister an sie ausgestellten Schuldbrief nicht zurückgegeben zu haben; er müßte ihr entwendet worden und so in die Hände des Ministers gekommen seyn;

eben so erbot sie sich zum Eid, den Schein über Rückempfang der dargeliehenen 300,000 Livres nicht unterzeichnet zu haben, ungeachtet sie gestehen müsse, es sei ihre Unterschrift hier so täuschend nachgemacht, daß sie nicht im Stande sei, sie von ihrer eigenen zu unterscheiden. — Gegen die Einwendung der Gräfin trat Bourmont, der frühere Sekretär ihres Gemahls auf, indem er eidlich angab: er sei gegenwärtig gewesen, als der Minister das Kapital in Gold zurückbezahlte; er habe die verschiedenen Goldstücke sortirt, darüber auf Befehl seines Herrn, des Grafen, einen eigenen Münzzettel verfertigt und für seine Bemühung von der Gräfin ein splendides Geschenk erhalten."

„Die Gräfin verlor den Prozeß, und wurde noch zur Bezahlung aller Unkosten verurtheilt. Ihre Tochter ging unter fremden Namen nach Wien und trat als Gouvernante in die Dienste der Fürstin Lichtenstein, um so viel zu erwerben, daß sie jetzt ihre Mutter ernähren kann, die nicht hat, worauf sie ihr Haupt legen soll. — Der Sekretär Bourmont ward nach Beendigung dieses himmelschreienden Prozesses in Paris nicht mehr gesehen."

„Es mögen nun drei Monate verflossen seyn, als in Paris sich die Nachricht verbreitete: der Sekretär Bourmont sei in Koblenz, einer deutschen Stadt am linken Ufer des Rheins, nach langer Krankheit gestorben, habe aber wenige Tage vor seinem Tode eine gerichtliche Commission an sein Krankenlager gerufen und vor dieser in Gegenwart seines Beichtvaters das reuevolle, ausführliche Geständniß abgelegt:

„der Gräfin Espremont den Schuldbrief ihres

Stiefbruders, des Premierministers Marquis Dellcamps, mittelst Nachschlüssel aus dem geheimsten Fache ihres Schreibtisches entwendet,"

„in dem von ihm selbst verfertigten Empfangscheine der vom Minister zurückbezahlten 300,000 Livres die Unterschriften des Grafen und der Gräfin Espremont nachgemacht zu haben," und

„die eidlich bestätigte Aussage: der Rückbezahlung des Kapitals als Zeuge beigewohnt, die Goldstücke sortirt, die Münzarten aufgezeichnet zu haben, als eine Lüge, mithin den zur Bekräftigung seiner Angaben geschwornen Eid als einen falschen, als einen Meineid erklären zu müssen."

Seine Aussage wurde von der Gerichtscommission in Koblenz niedergeschrieben, und durch Bourmonts eigenhändige Unterzeichnung, wie durch die seines Beichtvaters bekräftigt. — So berichteten Briefe aus Koblenz.

„Sogleich schrieb der Anwalt der Gräfin an den dortigen Gerichtshof und bat, im Falle die mittelst Briefe glaubwürdiger Männer nach Paris gekommenen Nachrichten von diesen letztwilligen Geständnissen des Sekretärs gegründet seien, um eine Abschrift der von der Commission getroffenen Verhandlungen."

„Diese beglaubigte Abschrift wurde auch von dem Koblenzer Stadtgericht dem Advokaten zugeschickt, der nun nichts Eiligeres und Wichtigeres zu thun hatte, als die Rechte seiner Clientin mit erneuertem Muthe vor die Gerichtsschranken zu führen. — Aber bald waren alle schönen Hoffnungen spurlos verschwunden; es erschienen nämlich vor dem Pariser Tribunal die beiden

Koblenzer Aerzte, die den Sekretär Bourmont während seiner langwierigen Krankheit behandelt hatten; sie erklärten seine vor der Commission gemachte Aussage als eine gänzlich ungiltige, da er an chronischem Wahnsinn gelitten und fast immer in lichten Zwischenräumen das als nichtig erklärt habe, was er früher in solchen gesagt; dieses sei auch mit dieser der Fall gewesen, und zwar wenige Augenblicke vor seinem Sterben. Die beiden Aerzte erhärteten ihre gerichtlichen Angaben durch einen körperlichen Eid."

„So ward die erneuerte Streitsache schon fast in ihrem Beginnen entschieden, zum Nachtheil der unglücklichen Gräfin, die, von Sorge und Kummer gebeugt, aber zu zartfühlend, um von ihren Anverwandten Unterstützung anzunehmen, von dem nicht glänzenden Liedlohn ihrer edelherzigen Tochter und von einiger Handarbeit sich dürftig ernährt, und noch im schönsten Alter dem frühen Grabe zuwankt, — ein Opfer der Habsucht ihres entmenschten Stiefbruders."

„Daß die Geständnisse des Sekretärs Bourmont, die er auf dem Krankenlager, dem Tode nahe, nur mehr die Stimme des erwachten, strafenden Gewissens hörend, vor der gerichtlichen Commission in Gegenwart seines Seelsorgers abgelegt hat, Ergießungen der unverfälschten Wahrheit gewesen sind, daß die beiden Koblenzer Aerzte, die ihn als unzurechnungsfähig in Folge gehemmter Willensfreiheit durch Körper- und Geisteskrankheit erklärt hatten, von dem Premierminister bestochen worden, — diese Ueberzeugung lebt in jedem, der mit der Unglücksgeschichte der Gräfin Espremont nur einiger Massen bekannt ist, — und eben

diese Ueberzeugung ist das öffentliche Geheimniß der Pariser; aber Niemand hat den Muth, vor den König zu treten, ihm dieses öffentliche Geheimniß zu enthüllen und das geblendete Auge des Monarchen mit dem strahlenden Lichte der Enttäuschung zu beleben, — das ist die Furcht vor der Macht und dem Haße dieses das Staatsruder leitenden Bösewichts."

Aber auch für ihn wird die Stunde der Vergeltung schlagen.

Am Abende dieses Tages besuchte Konrad ein Kaffeehaus in der Nähe des **pont neuf** (neue Brücke), um englische Zeitungen, deren da mehrere gehalten wurden, bei einem Glase Landwein zu lesen. — Es gewährte ihm viele Freude, einige angesehene Einwohner der kleinen Stadt Lonpiere, wo er auf seiner Reise von Paris übernachtet und in ihrer Gesellschaft einen sehr vergnügten Abend genossen hatte, hier so unvermuthet zu finden. Er nahm Platz in ihrem Kreise, und vernahm bald, daß sie die Reise gemacht hatten, um die Merkwürdigkeiten von Paris zu beschauen, mit Ausnahme ihres Freundes Pillmar, der beim obersten Gerichtshofe eine Streitsache anhängig habe, deren Verlust seine Wohlhabenheit bedeutend vermindern würde. Sie sprachen noch, als Pillmar in's Gemach stürzte, blaß, zitternd, im höchst aufgeregten Zustande. „Ich habe meinen Prozeß verloren — kreischte er mit von Zorn gebrochener Stimme, — und mit ihm mehr als die Hälfte meines Vermögens; aber es mußte so kommen; denn mein Gegner ist der Schwager des allherrschenden Premierministers, dieses Schurken, dieses Wüthrichs, der die Gerechtigkeit mit Füßen tritt, und

Jeden, von dem er sein Interesse gefährdet oder auch nur bedroht glaubt, als das Opfer der gewissenlosesten Willkühr in das Verderben stürzt. Lebet wohl, meine Freunde; ich fahre noch in dieser Stunde nach Versailles, um morgen früh mich dem Könige, wenn er aus der Messe kommt, zu Füßen zu werfen und seine Gerechtigkeit anzuflehen!" — Nach diesen Worten stürmte er aus dem Gemache.

Es herrschte im Kreise der Freunde eine wehmüthige Stille, das Schweigen tiefer Betrübniß über das Leiden eines unserm Herzen Befreundeten, das jedoch bald unterbrochen wurde von dem Lobe, das Pillmars Freunde seinen Tugenden und Vorzügen ertheilten, und vom Zürnen über den Verlust seiner gerechten Sache und vom Abscheu gegen den Marquis Dellcamps, der gehaßt war von dem Volke des Landes, wie von den Bürgern der Städte.

Schweigend hatte Konrad zugehört; aber es glühte und flammte in seinem Innersten; was er an diesem Morgen von des Ministers gewissenloser Handlung gegen die Gräfin Espremont, was er Mittags an der gräflichen Tafel von seiner ungerechten Staatsverwaltung, von seinen grausamen Unterdrückungen edler Familien, von seiner zügellosen Willkühr und seinem verbrecherischen, sündevollen Lebenswandel, und was er wieder hier von diesem fluchbeladenen Bösewicht gehört hatte, war zu viel des Aufregenden für die empfängliche, leicht reizbare Seele des nur Gott und die Tugend liebenden, das Laster und die Bosheit auf's tiefste verabscheuenden Jünglings. Er erzählte seinen Gesellschaftern die Geschichte der durch die Habsucht

und das schauderhafte Verbrechen ihres Stiefbruders Dellcamps in die bitterste Armuth gestossenen Gräfin Espremont.

Im Fluße der Rede in jene Erhebung, in jenen Zustand des Gemüthes versetzt, worin der Mensch durch irgend eine Idee oder eine Reihe von Vorstellungen lebhaft ergriffen ist und dadurch sich zu kühnen Unternehmungen angeregt, muthig und entschlossen fühlt, — in solch feuriger Aufregung seines zur ausbrechenden Flamme erhitzten Gemüthes sprang er am Ende der Erzählung von seinem Sitze auf, hob die Rechte zum Himmel empor und that ein feierliches Gelübde, nicht Zeit, nicht Geld zu sparen, um die verborgensten Verbrechen dieses Ministers aus ihrem tiefsten, dunkelsten Schachte heraufzuholen an das helle Licht, und eine treuwahre Darstellung derselben nicht nur der Oeffentlichkeit zu überliefern, sondern auch als eine an die Menschheit zu entrichtende Schuld in die Hände des Königs zu legen.

Seine Aufregung, sein Feuereifer, seine Begeisterung hatte auch die Uebrigen der Gesellschaft mit voller Kraft ergriffen. Auch sie gelobten, zum treuen Bunde sich umschlingend, Konrads hochherziges Werk auf's thätigste zu unterstützen, und unter dem Rufe: „Sieg der Tugend! — Nieder mit Dellcamps!" eilten die Aufgeregten dahin, um sogleich Hand an's Werk zu legen.

Noch hatte Konrad, der letzte unter den Dahinstürmenden, die Thüre nicht erreicht, als er sich am Arme sanft ergriffen fühlte. Er schaute auf, und in das freundlich lächelnde Gesicht eines schönen, hochge-

wachsenen Mannes von stattlichem Körperbaue in der Kleidung und mit den äußern Kennzeichen eines vornehmen, reichen Mannes. — „Schenken sie mir noch ein Viertelstündchen; sie werden es nicht bereuen, meine Bitte erfüllt zu haben,“ — sprach der Unbekannte mit gewinnendem Wohllaute; ehe Konrad zustimmen oder abweisen konnte, fand er sich schon wieder auf seinem vorigen Sitze. — Nach wenigen Augenblicken stand eine Bouteille Champagner vor ihm; schnell ward sie entpfropft, schnell die Kelche gefüllt, angestoßen und geleert. — Jetzt sprach der Unbekannte.

„Unbeachtet saß ich den ganzen Abend hindurch ihnen und ihren Gesellschaftern so nahe, daß ich jedes Wort vernehmen konnte. — Ferne davon, einen so gebildeten und liebenswürdigen Jüngling durch eine fade, abgedroschene Schmeichelei verletzen zu wollen, mache ich ihnen das freimüthige Geständniß, daß ich durch ihre Begeisterung für die Tugend, für das Wohl des Nächsten, durch ihren Abscheu vor den Verbrechen der Ungerechtigkeit, von ihrem edlen Muthe, anzukämpfen gegen das Laster selbst in der Person des Mächtigsten dieses Landes, zu solch einer Bewunderung ihres moralischen Werthes hingerissen werde, wie ich noch für keinen fühlte. — Alles, was in ihrem Innersten gährt und fluthet gegen diesen Bösewicht Dellcamps, arbeitet in meiner Brust eben so heftig, aber ich liege gefesselt an einer Kette, die meine Worte, meine Handlungen mit eherner Gewalt bindet, daß sie nicht frei und wirkend werden können. — Ich bin Beamter, Vater zweier hoffnungsvoller Kinder, und ein einziger Hauch dieses machtvollen Wüthrichs vernichtet meine und meiner

Familie Existenz für immer und immer. — Mangelt mir aber auch die Freiheit der Rede und der That, so kann ich doch nützen, vielseitig nützen, wenn es sich darum handelt, Dellcamps von seinem hoch ragenden Throne der Allgewalt in die Tiefe der Unmächtigkeit zu stürzen. — Ich weiß von ihm schauderhafte Verbrechen, die so im Geheimen geübt wurden, daß kein Einwohner von Paris eine Ahnung davon hat. Diese nehmen sie in ihre Schrift auf, welche sie dem König vorlegen und dann der Oeffentlichkeit übergeben wollen. Es ist unendlich schwierig, beim König eine Audienz zu erhalten, denn die ganze Umgebung des Monarchen besteht aus Miethlingen des Ministers, deren erste Pflicht ist, auf's genaueste darüber zu wachen, daß kein Fremder dem Könige sich nahe. — Aber ich habe bei Hof Verbindungen, durch deren Einfluß ihnen eine Audienz zu Theil wird. — Sie, mein junger Freund, sind von Gott gesandt, das Großartigste zu unternehmen, es zu vollbringen. Erfüllen sie nun, wozu sie berufen sind; werden sie der Befreier eines gedrückten Volkes durch den Sturz des Tyrannen, eine ganze Nation wird sie segnen. Ich bin ihr Verbündeter im Geheimen, und bald sollen sie die Ueberzeugung gewinnen, daß ich für ihre Zwecke viel, sehr viel thun kann. Ich werde es thun, — darauf mein Wort und hier meine Hand."

Nach einer Stunde vertrautester Besprechung, in derem Laufe Konrad den Namen und den Stand seines Verbündeten erfahren, und diesem auch den seinigen, sein Vaterland, seine Verhältnisse zu dem Baronet Woolwich, seinen Aufenthalt im Hause des Grafen

Rotelier und seine baldige Reise nach Indien kund gethan hatte, verließen sie das Kaffeehaus.

Lornier, — so nannte sich Konrads Verbündeter, — machte diesem den Vorschlag, ein Stündchen in den Strassen von Paris umherzuschlendern; Konrad willigte sogleich ein, da ihm die Unterhaltung seines Begleiters sehr anziehend war, und er über die Ausführung seines fest gefaßten Vorhabens, gegen Dellcamps in die Schranken zu treten zum ritterlichen Kampfe für das Wohl einer Nation, noch manchen Rath, manche Lehre sich einprägen wollte. Sie gingen dahin, in ihr Gespräch vertieft, ohne daß Konrad Zeit und Ort in Beachtung nahm.

Vom hohen Thurme der Kirche Notre Dame herab dröhnte der gewaltige Glockenschlag, die Mitternachtsstunde verkündigend. Jetzt durfte Konrad nicht länger vom Hause hinweg verweilen; er blickte um sich, den Weg zu ersehen, welchen er nach dem Palais des Grafen Rotelier zu nehmen habe, bemerkte aber mit einem leichten Erschrecken, daß er sich in einer ihm ganz fremden Gegend der Stadt befinde. — Lornier, dem dieses nicht entging, erbot sich, ihm einen verlässigen Führer zu verschaffen, welches um so leichter geschehen könne, da die Wachtstube der Scharrwächter dieses Stadtviertels ganz nahe und ein Wegweiser gegen eine geringe Erkenntlichkeit sogleich zu haben sei.

Sie traten an eine kleine Pforte. Lornier zog dreimal an dem Glockenringe, jedesmal nach einer längern Pause. — Die Pforte that sich auf, hinter die Eingetretenen schnell sich schließend. Aus dem Hintergrunde schritten ihnen eilig zwei Männer entgegen;

ein dritter, eine Leuchte in der Hand, kam aus einer Seitenthüre. Lornier klatschte in die Hände.

Im Augenblicke ward Konrad von rohen Fäusten ergriffen, bei dem mindesten Versuche von Widersetzlichkeit mit Züchtigung bedroht und tiefer in das Gebäude hinein geschleppt. Der Mann mit der Leuchte ging voran; an seiner Hüfte rasselte ein gewaltiger Schlüsselbund; er, wie die Beiden an Konrads Seite waren mit Säbeln bewaffnet.

Am Ende eines langen, schmalen Ganges öffnete der Mann mit der Leuchte eine niedrige, eisenbeschlagene Thüre. Noch ein Paar Augenblicke, und Konrad war der einsame Bewohner eines kleinen Kerkers, eine Strohschütte auf dem Steinboden, dicht daneben einen irdenen, mit Wasser gefüllten Krug, zu den Füßen des Strohlagers eine lange Kette an einem in der Mauer befestigten Eisenring, waren die Geräthe dieses Jammergemaches, welche Konrad beim Scheine der mit seinem Träger und dessen Gefährten schnell entschwundenen Leuchte erblickt hatte.

Sechszehntes Kapitel.

Konrad im Kerker.

Nächtliche Finsterniß waltete in diesem Kerker; aber ein Licht, leuchtender als die sprühende Flamme einer Fackel, leuchtete in Konrads Innerem; es war das Licht der klaren Erkennung, der festen Ueberzeugung, daß der angebliche Beamte Lornier, trotz seines

vornehmen Aeußern, seiner feinen Bildung, und trotz seiner heftigen Aeußerungen des tiefsten Haßes gegen den Premierminister, doch nichts Anderes gewesen sei, als ein verkappter Spion desselben, als ein geheimer Spion der Polizei, der schon früher jedes Wort der Entrüstung gegen Dellcamps mit den lauten Tönen der jugendlichen Exaltation gesprochen, aufmerksamen Ohres erlauscht, und im vertrauten Zwiegespräche ihm, dem Arglosen, die Enthüllung seiner innersten Gefühle und seiner verderblichen Pläne gegen den Minister durch den Schein der gleichen Gesinnung entlockt, und nun den Bethörten, das Opfer tückischer Verstellung dem Kerker überliefert hatte, um zu früher Stunde des Morgens dem Minister das Daseyn eines gefährlichen Gegners zu vertrauen und diesen unschädlich zu machen.

Die Folge beurkundete, daß Konrads innerste Ueberzeugung eine gegründete gewesen ist.

Durch das kleine, eng vergitterte Fenster des dumpfen Kerkers zwängte sich ein Strahl der Morgensonne. Konrad erwachte, nicht um zu klagen, um in Verwünschungen seines unvorsichtigen Benehmens, seiner unklugen Vorlautigkeit und der Verrätherei des feilen Miethlings eines gewissenlosen Machthabers, auszubrechen, — sondern um zu beten mit aller Inbrunst einer gottvertrauenden Seele, und sich Trost und Stärke von Oben zu holen.

Und es ward ihm Trost und Stärke.

Im Gebete dem himmlischen Vater ganz hingegeben, fühlte er sich wie das Kind an des Vaters liebevoller Brust ruhend. Er fürchtete nun kein Schicksal,

kein leidenvolles Loos mehr, denn er war bei dem Vater; er fürchtete keine Verräther, keine Verderber mehr, denn er fühlte in seinem gestärkten Innern die Ergießungen der Liebe des Vaters. Mit ruhigem Gemüthe blickte er hin auf die dunkeln Wände seines grauenvollen Kerkers, auf die modernde Strohschütte, auf die drohende Kette, denn sein Herz war voll des Vertrauens, voll der Zuversicht auf den himmlischen Vater. — Das ist die Kraft des Gebetes.

Kaum hatte sich Konrad, gestärkt und ermuthigt, von seinen Knieen erhoben, als Schloß und Riegel der Kerkerthüre rasselten, ein bewaffneter Schließer eintrat und ihm Folge gebot; er wurde zum Verhör geführt.

Dieses war sehr kurz; es beschränkte sich auf die Fragen nach seinem Namen und Stand, seiner Heimath und den Zweck seiner Reise nach Paris. Die Ursache seiner Verhaftung wurde mit keinem Worte erwähnt. — Als er nach selber forschen wollte, gab der Gerichtsbeamte dem im Hintergrunde stehenden Schließer einen Wink, seinen Gefangenen abzuführen.

Am Abende des nämlichen Tages wurde Konrad in einer dicht verschlossenen, von zwei Marechaussee-Reitern mit blanken Seitengewehren bewachten Kutsche mit verbundenen Augen nach den Gefängnissen des Schlosses Vincennes*) gebracht, da in einen Kerker geführt und erst in diesem von der um die Augen geschlungenen Binde befreit.

---

*) Vincennes, ein festes Schloß und Staatsgefängniß in der Nähe von Paris.

Konrads Gefängniß war ein ziemlich geräumiges, zwar ganz einfach eingerichtetes, jedoch mit dem Nöthigsten versehenes Gemach, eine Eckstube, wovon das eine Fenster auf die Wohnung des Gouverneurs ging, das andere eine sehr schöne Aussicht nach Paris hin gewährte. — Nur die Eisengitter an den Fenstern und die schwere, eichene, mit Eisen beschlagene, von Außen mit Schloß und Riegel wohl ausgestattete Pforte ließen dieses Gemach als ein Gefängniß erkennen.

Dicht unter Konrads Fenster lag der geräumige, mit herrlichen Obstbäumen in Reihen und regelmäßigen Zwischenräumen besetzte Obstgarten, in welchem sich die vom Gouverneur begünstigten Gefangenen unter Aufsicht eines bewaffneten Argousin (Aufseher über die Kerkerknechte) täglich eine Stunde lang ergehen, jedoch, bei Verlust dieses angenehmen Genußes, sich gegenseitig nicht nähern, kein Wort mit einander sprechen durften. Erst im vierten Monate seiner Einkerkerung hatte Konrad die Erlaubniß zum täglichen Gartenbesuch erhalten; sie ward ihm durch sein ruhiges Betragen, durch die herzliche Andacht, mit welcher er am Morgen, am Abende zu Gott sprach, und wovon der Obergefängnißwärter in seinem täglichen Bericht an den Gouverneur Meldung gemacht hatte.

Beinahe ein Jahr war dahin gegangen und Konrad während desselben nur einmal verhört worden; nur ganz oberflächlich über sein Vaterland, über den Zweck seines Aufenthaltes in Paris und über den Besitz der Mittel zu seiner Ernährung; seine Verhaftung und die Veranlassung dazu wurde von dem Verhörsrichter mit keinem Worte berührt.

In seiner Haft genoß Konrad viele und verschiedene Annehmlichkeiten, deren Tausende im Zustande der persönlichen Freiheit sich nicht erfreuen konnten. Frühstück, Mittagessen und Abendbrod, dazu täglich eine Flasche Wein, waren von der Art, daß selbst ein verwöhntes Leckermaul damit wäre zufrieden gewesen; er hatte seine Flöte, gute Lesebücher verschiedenen Inhaltes; er durfte Briefe schreiben, die jedoch vor ihrer Absendung dem Gouverneur zur Einsicht vorgelegt werden mußten; mit Ausnahme des von London nach Paris ausgestellten Reisepasses wurden ihm nebst der Brieftasche alle seine Papiere, Empfehlungsschreiben von seinem Pflegevater an verschiedene Handlungshäuser in Paris, in mehrere Städte Indiens, wieder zurückgegeben, so wie seine Wechsel und Banknoten schon am zweiten Tage nach seiner Verhaftung, und sein Koffer, zu gleicher Zeit in den Kerker gebracht, worin er eine bedeutende Summe in Goldstücken und Silbermünzen hatte, war uneröffnet geblieben.

Aber Freiheit, Befreiung von dem Zwange, seine Tage innerhalb der kahlen Wände eines Kerkers in Unthätigkeit, in quälender Erwartung eines ihm unbekannten, ihm unheimlich scheinenden Schicksals hinschleppen zu müssen, war Konrads einziger Gedanke, sein einziges Sinnen. — Die Freiheit winkte, der Hammer ihrer Glocke hob aus, die Stunde der Erlösung zu schlagen.

Es hatte nämlich Konrad die für ihn sehr wichtige und erfreuliche Bemerkung gemacht, daß Gaspard, der Kerkerknecht, beinahe mehr sein Diener, als sein Verschließer und Wächter, ein besonderer Liebhaber von

spirituösen Getränken war; besonders liebe er, — so ließ er öfters sich verlauten, um seinem Gefangenen zur Befriedigung dieses Gelüstes Winke zu geben, ein Gläschen Arac, der Beförderung seiner Gesundheit wegen. An Konrad gingen solche Winke nicht unbeachtet vorüber; er beauftragte den Kerkerknecht, ihm ein Paar Flaschen Arac heimlich zu bringen, — als ein Mittel gegen öfters wiederkehrende Magenleiden. So was ließ sich Gaspard, der Trinksüchtige, nicht zwei Mal sagen; schon am andern Tage waren drei Flaschen in Konrads Gefängniß geschmuggelt. — Da Gaspard nur vier Gefangene zu überwachen und für deren Bedürfnisse zu sorgen hatte, daher die ihm frei bleibenden Stunden für sich verwenden durfte, so wurden seine Besuche bei Konrad sehr häufig, unter dem Vorwande, ob sein Gefangener nichts bedürfe, in der Wahrheit aber, um mit einem Gläschen Schnaps vergnügt zu werden.

Mehrere der Besuche des dienstergebenen Gaspard hatte Konrad benützt, die Oertlichkeiten dieses umfangreichen Gefängnisses, die Gänge im innern Gebäude, den Weg durch die Hofräume an das Thor, die Anzahl der Schildwachen nach und nach zu erforschen, da er, wie schon gesagt, die Kutsche mit verbundenen Augen verlassen hatte.

Es kam ein Tag, dessen Gaspard schon öfters mit Nachdruck erwähnt und deutlich zu erkennen gegeben hatte, daß er ihn festlich begehen werde; es war sein Geburtstag. Diesen bestimmte Konrad zu den Tag seiner Freiheit; an ihm sollte Gaspard auf's beste bewirthet, aber auch in einen Zustand versetzt werden,

der ihn unfähig mache, das Entfliehen seines Gefangenen zu verhindern. Konrad lud ihn ein, bei ihm zu Mittag zu essen und bis Abend zu bleiben; er bestellte in der Küche des Schlosses, aus welcher selbst der Gouverneur, der die Besatzung kommandirende Hauptmann nebst seinen Offizieren und die beiden Verwaltungsbeamten ihre schmackhaft bereiteten Mahlzeiten bezogen, ein vorzüglich gutes Essen, versorgte sich mit einer Sorte sehr guten Weines, und gab Gaspard ein Goldstück für einen der übrigen Kerkerknechte, damit selber dessen Dienste von der Mittagszeit bis znm Abend besorge.

Der Abend begann heran zu dämmern und Gaspard hatte sich allmählig so betrunken, daß er unfähig, sich länger aufrecht zu erhalten, seiner Sinne nicht mehr mächtig, vom Stuhle zur Erde sank und sogleich in den tiefsten Schlaf verfiel. — Konrad, der sein Gold, seine Wechsel und Banknoten, die er noch im Koffer gehabt, schon früher in seiner Leibgürte verwahrt hatte, beeilte sich, Gaspard zu entkleiden und mit dessen vollständigem Anzuge sich anzuthun; er schlang die Kuppel, an welcher auf einer Seite der Säbel, auf der andern der Schlüsselbund hing, um seine Hüften, drückte Gaspards Mütze tief in die Augen, schlich aus dem Kerker, vorsichtig umherspähend, ob gerade keiner der übrigen Knechte in der Nähe sei, verschloß und verriegelte die beiden Pforten seines Gefängnisses und eilte nun flüchtigen, aber geräuschlosen Schrittes der Hintertreppe zu, weil er von Gaspard vernommen hatte, daß diese von den Kerkerknechten gar nicht, vom Oberaufseher nur selten begangen werde, um zu den Vorrathsgewöl-

ben zu ebner Erde zu gelangen. — Unbemerkt erreichte er den Schloßhof.

Nun fest auftretend, ging Konrad auf das oberste Einlaßthor zu, vor welcher außerhalb eine Schildwache stand. Er klopfte an die Pforte mit den Worten: „Schließer Nr. 7.“ — und sagte zu den die Pforte öffnenden Soldaten im barschen Tone: „Alle Wetter, wo bleibt der Wundarzt, um den der Herr Argousin schon vor zwei Stunden geschickt hat? Plaudert der alte Schwätzer vielleicht noch mit dem Korporal der Sternschanze? Warte, ich will dir Füsse machen!“ — Brummend eilte er fort, gebrauchte die nämliche List bei der Schildwache unter dem Schwibbogen mit dem Fallgitter, bei der Schildwache außerhalb der herabgelassenen Zugbrücke, auch bei der an dem äußersten Einlasse, ging, so weit er von dem wachhabenden Soldaten gesehen werden konnte, in gerader Richtung fort, nach den ersten Häusern hin, wandte sich dann links ein in's Freie fahrende Seitengäßchen durcheilend, und lief nun, Graben und Zäune überspringend, querfeld dahin, um die Strasse nach Paris zu gewinnen. — An der ersten Barierre der Stadt trat er in die nächste Schenke, um da den Eintritt der Nacht abzuwarten und so das Palais des Grafen Rotelier unbemerkt zu erreichen.

Die Nacht dunkelte heran; Konrad bezahlte seine kleine Zeche und bereitete sich zum Fortgehen. Ein baumlanger Wachtmeister der Marechaussee trat in die Stube, forderte eine Flasche Wein und setzte sich Konrad gegenüber. Die Wirthin brachte den Wein, zugleich eine brennende Kerze. Sogleich erkannte der

Wachtmeister in der braunen Montur mit lichtgelbem Kragen, in dem bezeichnenden Nummer auf dem Blechschilde der Armbinde und der Mütze sein Gegenüber als einen Schließer der Gefängnisse von Vincennes.

„Woher, guter Freund, — habt ihr einen eurer Kostgänger in die Abtei (Staatsgefängniß von Paris) gebracht, oder beim Criminalgericht Geschäfte gehabt?“ fragte der alte bärtige Reiter. Konrad vermochte keine Antwort zu geben; eine böse Ahnung hatte ihn mit aller Kraft gefaßt, seine Zunge gelähmt. — „Aber, was sehe ich, — fuhr der Wachtmeister fort, den Erbleichten scharfen Blickes beschauend, — Nr. 7. auf dem Blechschilde des Armbandes und an der Mütze ist die Ziffer meines Vetters, des Schließers Gaspard Robin. Ist er zum Argousin in der Conciergerie *) befördert worden, — was der wackere Mann schon längst verdient hätte, und seid ihr an seine Stelle gekommen? — Wie lange ist das schon?“

„Es geschah im vorigen Monat,“ stammelte Konrad, unter schnellem Wechsel des Erbleichens und Erröthens, in der Lüge ein Neuling, das Schlimmste befürchtend.

„Hallunke du! — donnerte der Wachtmeister und sprang von seinem Sitze auf, die gewaltige Klinge aus der Scheide reißend, — noch gestern war ich zu Vincennes, habe einen Gefangenen dahin geliefert und mit Gaspard in die Keuche geführt. — Bursche, wie kommst du zu Gaspards Montur? — Hast du ihn erschlagen und dich in seinem Anzuge aus dem Schlosse geschwärzt?

---

*) Das Gefängniß des königlichen Hofes in Paris.

Das zeigt sich, ehe eine Stunde vollzählig geworden. Heda, Wirth, laßt anspannen, damit ich den entwischten Vogel desto schneller in seinen Käfig zurückbringe."

Die Arme mit Stricken zusammengeschnürt wurde der Unglückliche auf den Wagen geworfen; im raschen Trabe ging es dahin.

Nach einem kurzen Verhöre, am andern Morgen vom Gouverneur selbst abgehalten, der ein Lächeln über Konrads List, Gaspards Trinklust zu benützen und aus dem Gefangenwärter einen Gefangenen zu machen, zu unterdrücken nicht vermochte, wurde der aufgegriffene Flüchtling nach Paris in die Bastille*) gebraucht.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Flucht.

Auch in der Bastille war Konrads Wohnung mehr ein ziemlich gutes Gemach, als eine gewöhnliche Keuche zu nennen; es gebrach darin selbst nicht an Bequemlichkeit und Zeitvertreib, denn das Ruhelager war ein Bett, das man in einem guten Bürgerhause nicht besser, nicht reinlicher hätte finden können und ein kleiner Wandschrank barg eine nicht unbedeutende Anzahl guter Bücher.

Aber den größten Trost in seinen unverschuldeten Leiden fand Konrad darin, daß er nicht mehr allein

---

*) Das berüchtigte Staatsgefängniß in Paris, ein altes Schloß, erbaut im 14. Jahrhundert, zerstört im Jahre 1789.

war, wie in Vincennes; mit ihm theilte den Kerker der Advokat Laforet, ein sehr tugendhafter, gebildeter Mann, der wegen einer zu freimüthigen und zu oft ausgesprochenen Rüge der Verschwendung des königlichen Hofes zur Haft innerhalb der Mauern der Bastille verurtheilt war. — Da die beiden Leidensgefährten reichlichen Geldvorrath besaßen, so überließen sie die gewöhnliche, eben so karg zugemessene als schlecht bereitete Gefangenkost dem Kettensträfling, der ihren Kerker zu reinigen, ihnen ihre Mahlzeiten zu bringen, sie täglich drei Mal mit frischem Wasser zu versehen hatte, und verschafften sich durch den Gefangenwärter eine ihrer Gesundheit zuträgliche Nahrung.

Aber nur nach Freiheit strebte ihr Sinn; Freiheit war das Ziel ihrer heißesten Wünsche, dessen Erreichen ihr Wachen, ihre Träume beschäftigte.

Eines Morgens, zur Zeit, als der Kettensträfling ihren Kerker reinigte, sprachen Laforet und Konrad gegenseitig ihre brennenden Wünsche aus, sich durch Flucht ihre Freiheit zu verschaffen, da sie die Grundsätze, die Willkühr, die Tyrannei des französischen Ministers zu gut kannten, um zu wissen, daß, so lange er lebe, ihnen die Freiheit nicht werde; sie redeten in italienischer Sprache. Als sie eine Pause machten und schwermüthig die Blicke zur Erde senkten, begann der Kettensträfling: „Meine Herren, ich habe jedes ihrer Worte verstanden, denn ich bin ein Italiener. — In einem Dörflein, nahe bei Ancona geboren, kam ich als ein arbeitsscheuer Taugenichts nach Rom und da in schlechte Gesellschaft; ich ward Bandit, aber schon nach zwei Jahren von den Sbirren (Gerichtsdienern) so sehr

beunruhigt und verfolgt, daß ich mich gezwungen sah, nach Frankreich zu fliehen. Nicht ferne von der italienischen Grenze ermordete und plünderte ich, — der eisgraue Verbrecher erzählte seine schauderhaften Blutthaten so ruhig, als spräche er von einer tugendhaften Handlung, — einen reisenden Kaufmann. Auf frischer That ertappt und auf die Galeere in lebenslängliche Kettenstrafe verurtheilt, wurde ich, wegen tadelloser Aufführung und brauchbarer Anstellung hieher gebracht, um da vornehme Gefangene zu bedienen. Seit 29 Jahren lebe ich in der Bastille, kenne diese von ihnen so genau, als hätte ich selbst dieses merkwürdige Gefängniß erbaut, und vermag ihnen die Mittel, entfliehen zu können, zur Genüge zu verschaffen. Wenn Jeder von ihnen mir einen Louisd'or gibt, so mache ich ihnen eine Mittheilung, welche für sie einen Werth von tausend Goldstücken hat." Nach diesen Worten fuhr er in seiner Beschäftigung fort, ohne seine aufmerksamen Zuhörer nur durch einen Blick oder ein Wort zur Annahme seines Vorschlages aufzufordern.

Er ward angenommen nach kurzer Berathung im englischen Idiom (Sprachart). Der Sträfling empfing nicht zwei, sondern sechs Goldstücke, um den Geldgierigen ganz zu gewinnen; dafür entdeckte er ihnen, daß ihr Kerker auf einem Gewölbe ruhe, worin Seile und Stricke, Winden, Flaschenzüge, Holzgeräthe und eine Menge von Gegenständen vorräthig und seit Jahren unbenützt da liegen, durch deren Gebrauch die Flucht aus der Bastille auf wenn auch gefahrvolle, doch sichere Weise zu bewerkstelligen sei, wenn selbe durch den Kamin, von da über die Dachungen hin nach der Nordwestseite

unternommen werde. Er gab ihnen noch so manche Belehrung über die Leitung ihres Unternehmens, von dessen Beginne bis zu dessen Schluß, welche ihnen nur nützlich seyn konnte.

Es mußte mit Eröffnung des Fußbodens begonnen werden, um in das Vorrathsgewölbe zu gelangen. Eine Spendung von drei Goldstücken bewog den Kettensträfling, ihnen, um die Steinplatten des Fußbodens aus ihren Fugen zu heben, ein Paar Brecheisen zu verschaffen; doch diese Hilfe war die letzte, die er ihnen zu gewähren vermochte; ein Schlagfluß hatte ihn am nämlichen Abend plötzlich hingerafft, an welchem die beiden Gefangenen die Vorarbeitung zur Flucht begonnen hatten. Für sie war der Tod des Kettensträflings ein sehr nachtheiliges Ereigniß, da seine Beihilfe, wenn auch von dem Habsüchtigen mit vielem Golde erkauft, ihnen wesentliche Dienste geleistet und ihr schwieriges Unternehmen um Monate gefördert hätte.

In den acht Monaten, welche Konrad und Laforet in ihrem gemeinschaftlichen Kerker hingebracht, hatten sie die ihnen sehr angenehme Erfahrung gemacht, daß die, in andern Gefängnissen so häufigen, besonders die Ruhe der Gefangenen grausam störenden Visitationen bei Tage äußerst selten, oft erst nach Wochen, nächtlicher Weile aber nie vorgenommen wurden. Sie begannen daher ihr großartiges Unternehmen gleich bei Einbruch der Nacht, sobald ihr neuer Diener, wieder ein Galeerensträfling aus dem Bagno*) von Brest, die Ueberreste ihres Nachtmahls abgetragen und frisches Wasser gebracht hatte, womit sich für den Tag jeder-

*) Sklavengefängniß.

zeit seine Verrichtungen schloßen. Daß sie durch besondere Vergünstigung des Gouverneurs, eines Mannes von unbegrenzter Herzensgüte, eines wahren Vaters seiner unglücklichen Gefangenen, bis zur Mitternachtsstunde Lampenlicht haben durften, war ihnen bei ihrer Arbeit von dem wesentlichsten Nutzen.

Solch einer anstrengenden Arbeit nicht gewohnt, die ihnen noch dadurch sehr erschwert wurde, daß sie alles verrätherische Geräusch auf's sorgfältigste vermeiden mußten, hatten Konrad und Laforet Ströme von Schweiß vergossen, bis es ihnen gelungen war, so viele Platten des Fußbodens, die gleichsam durch eherne Fugen verbunden waren, auszuheben und in das darunter emporragende Gewölbe eine Oeffnung zu brechen, die geräumig genug war, daß durch sie ein Mann in das Gewölbe sich hinablassen konnte, und die dort aufbewahrten nöthigen Werkzeuge heraufzuschaffen. — Das Fortschreiten des mühevollen Unternehmens wurde dadurch sehr gehemmt, daß sie nur bis Mitternacht, wo das Licht der Lampe ausgelöscht werden mußte, ihre Arbeit betreiben, dann den aus der Oeffnung zu Tage gebrachten Schutt spurlos beseitigen und die ausgehobenen Platten wieder auf's genaueste einlegen mußten.

Im Gewölbe fanden sie Alles, was ihnen zur Erwirkung des Entrinnens aus dem Kerker dienen konnte; sogar zwei starke, scharf geschliefene Messer in Scheiden fanden sich vor, die ihnen jetzt bei der Arbeit vorzüglich nützlich waren, dann auf der Flucht als eine gute Waffe galten.

Sie begannen mit Verfertigung einer Strickleiter von 60 Fuß Länge; die Sproßen dazu schnitzten sie aus starken Holzstäben, von denen ein großer Vorrath

in einem Winkel des Gewölbes lag. — Hierauf folgte eine sehr schwierige, ermüdende Arbeit, das Ausbrechen der Eisenstangen aus den Schornstein, durch welchen allein sie in's Freie, nämlich auf die Dachung gelangen konnten. — Sie befestigten die Strickleiter mit einem Schwunggewichte an ein Ende der eisernen Stangen. Die Leiter schlängelte sich leicht daran herum und auf ihren Sprossen hielten sie sich, in der Luft schwebend, während der Zeit, daß sie die Stangen mit dem Brecheisen herausgruben; dann aber so künstlich wieder einsetzten, daß deren Losmachung von Außen nicht bemerkt wurde, während man sie in dem Augenblicke, wo es nöthig war, gleich wieder wegnehmen konnte; — ein schweres Stück Arbeit, die jederzeit ihre Hände bluten machte und sie zum Umsinken ermattete, weil der Körper dabei immer in eine drückende Stellung gezwängt war.

Nach der Weisung, die ihnen der frühere Kettensträfling gegeben, mußten sie sich in den Wallgraben hinablassen, aus diesem auf das Parapet (Brustwehr) steigen und durch den Garten des Gouverneurs ihren Weg nehmen. Dazu war ihnen nach Angabe des Sträflings eine Leiter von wenigstens 25 Fuß Länge nöthig. Diese war aus verschiedenen, im Gewölbe befindlichen Stangen bald verfertigt; um sie zu verbergen, wurde der Raum zwischen dem Fußboden des Kerkers und dem Gewölbe benützt, wohin auch aller Schutt alle Spänne, alle selbst die kleinsten Abfälle, die ihre Arbeit nur im geringsten hätte verrathen können, sorglich geschafft wurde.

Rings um die Bastille herum lief ein Gesimms,

das 3 bis 4 Fuß nach Außen vorschoß. Da zu befürchten war, daß ihre Leiter, schwebend befestigt, bei jedem Tritte auf dem Sprossen flattern werde — ein auch für den Schwindelfreien höchst gefährlicher Umstand, — so rieth Laforet, einen Flaschenzug aus dem Gewölbe herauf zu schaffen und durch ihn ein Seil von 360 Fuß Länge, — so viel Fuß betrug zweimal die Höhe des Thurmes, in welchen sie eingekerkert waren, — laufen zu lassen; durch dieses Seil konnte der Eine wie der Andere, zuerst von Oben, dann von Unten seinen Gefährten in der Schwebe fest halten, damit der am andern Seile auf der Leiter Herabsteigende, im Falle er vom Schwiudel befallen würde, nicht in die Tiefe stürze und sich zerschmettere. — Laforets Rath erkannte Konrad als einen sehr nützlichen; diesem Seile fügten sie noch andere von minderer Länge bei, um die Strickleiter, eben so den Kloben da, wo es nöthig sei, befestigen zu können, auch einen Vorrath von Seilen zu unvorgesehenen Bedürfnissen zu haben.

Das gesammte Seilwerk, welches die beiden Gefangenen aus dem Gewölbe holten, hatte eine Länge von 1450 Fuß; zu den Strickleitern mußten noch 280 Sprossen verfertigt werden; damit diese beim Herunterlassen an den Mauern kein klapperndes Geräusche machten, wurden sie mit Lappen von Segeltuch, welches sich im Gewölbe vorfand, einzeln umwickelt. — Für Alles, was die Flucht möglichst befördern, was sie ausführbar und sicher machen konnte, wurde mit reifer Ueberlegung, mit erschöpfender Umsicht gesorgt.

Mit ausführlicher Genauigkeit, unter häufigen Wiederholungen hatte ihnen der ortskundige Ketten-

sträfling den Weg bezeichnet, welchen sie zu nehmen haben, wenn es ihnen gelingen sollte, aus der Festung zu entfliehen. Sie mußten durch den Schornstein hinauf die Platteforme (plattes Dach) des 180 Fuß hohen Gefängnißthurmes erklettern, von da in den Schloßgraben sich hinablassen, die Brustwehr hinan klimmen, durch den Garten des Gouverneurs schleichen, von selben in den Wassergraben am St. Antonius Thore niedersteigen, diesen durchwaten und am alten Warthurme nach der Mühle hin durch eine Lücke der dortigen, stellenweise ganz vermorschten Palisaden*) in's Freie gelangen. — Sollte ihr kühnes, gefahrvolles Unternehmen gelingen, so durften sie es nur in einer stürmischen, mit Regen wechselnden, dabei ganz dunkeln Nacht wagen, damit die zahlreichen Schildwachen, von denen die Bastillie wie von einem dichten Kranze umfaßt war, in ihrem Schilderhause zurückgehalten und durch das Dunkel der Nacht verhindert werden, die Flüchtlinge zu gewahren.

Konrads Innerstes wurde bei Erwägung der Wagnisse, welche sie zu bestehen haben, von bangen Besorgnissen erfüllt. Laforet, älter an Jahren, reicher an Erfahrungen, stärkern Gemüthes wußte den Verzagten aufzurichten und mit neuem Muthe, mit standhaftem Ausharren in dem einmal begonnenen, großartigen Unternehmen zu beseelen.

Der Tag, zur Flucht aus der Bastille bestimmt, brach an. — Konrad und Laforet verließen ihr Lager, auf dem sie eine schlaflose Nacht hingebracht hatten, um die letzten Anstalten zu treffen. Nebst seinem Ge-

*) Schanzpfähle.

päcke, das uneröffnet von Vincennes in die Bastille gebracht worden, hatte Konrad einen verschließbaren Reisesack; diesen füllte er mit seinem besten Anzuge, mit der nöthigsten Wäsche und barg die, bei seinen übrigen Effekten befindlichen Banknoten und Goldstücke, nachdem er erstere mit feinem Wachstuche umhüllt hatte, in seinen Leibgürtel. — Laforet bepackte seine Waidtasche, so viel sie fassen konnte, mit Kleidung und Wäsche, und nähte sein Gold im Bunde seines Beinkleides ein. Jeder versah sich mit einer Flasche Wein und einem Stücke Brod, da sie wohl wußten, daß ihnen zur Ausdauer in diesem anstrengenden Werke öftere Stärkung nöthig sei. — Die neunte Morgenstunde, die Mittags- und die fünfte Abendstunde waren die Zeit, in welcher ihr Kerker theils von dem Kettensträfling zur Reinigung, zur Herbeischaffung des Mittag- und Abendessens, wie auch frischen Wassers betreten wurde, morgens immer in Begleitung des Schließers, dessen Obliegenheit zu dieser Zeit war, sich nach dem Gesundheitszustand der Gefangenen zu erkundigen, auch zu fragen, ob sie dem Gouverneur kein Anliegen vorzutragen haben.

Die Zeit zwischen diesen Besuchstunden, in welcher sie keine Störung befürchten durften, wurde benützt, alle zur Flucht ihnen nöthigen Werkzeuge theils im Schornstein zu verbergen, theils im Raume zwischen Fußboden und Gewölbe zu ordnen, um sie sogleich bei der Hand zu haben; — auch umwanden sie die Brechstangen mit Lappen, damit sie beim Anstoßen an die Mauer kein Geräuch machten, und befestigten an Mantelsack und Waidtasche die nöthigen Stricke,

um selbe sich auf dem Rücken anbinden zu können und so den freien Gebrauch ihrer Hände zu haben.

Das Abendessen, kaum berührt, war von dem Kettensträfling abgetragen, der irdene Krug mit frischem Wasser gefüllt und die doppelte Kerkerthüre mit Schloß und Riegel versperrt. — Die beiden Gefangenen warfen sich auf die Kniee, im kurzen, aber innigen Gebete Gott um Schutz und Hilfe anflehend. Rasch und muthig gingen sie an das, für ihr ganzes Daseyn so gewichtvolle Werk.

Konrad kletterte den Schornstein hinan, mit Knieen und Ellenbogen sich aufwärts schiebend; er hatte die Vorsicht der Kaminkehrer, den Mund mit einem Tuche zu umhüllen, nicht beachtet; der feine, in Wolken aufstiebende Ruß hätte ihn beinahe erstickt. Nach vielen Beschwernissen gelang es ihm, die Ausmündung des Schornsteins zu erreichen; er setzte sich reitend auf die Mauer und ließ einen Knäuel von starken Bindfaden hinunter laufen, an welchen sein Gefährte ein Seil befestigte, dessen oberes Ende Konrad an sich zog; mittels dieses Seiles wurden alle schon in Bereitschaft gehaltenen Werkzeuge nach und nach hinaufgezogen, zuletzt die Strickleiter, welche Konrad am Schornsteine befestigte, und Laforet mit Leichtigkeit erstieg.

Nicht ohne Gefahr kletterten sie auf die Platforme nieder; diese lief aus von vier Thürmen; der Thurm Tirsor war ihnen vom Kettensträfling als derjenige bezeichnet, von welchem aus sie am sichersten hinabgelangen werden. — An diesem Thurme stand eine eiserne Kanone von ungeheuerer Größe, die einst

bei einem Brande in der Stadt Paris, dessen Vorstädten und nächster Umgebung zu Signalschüssen gebraucht, aber schon seit vielen Jahren dazu nicht mehr verwendet wurde. Sie benützten die Lafette, ihre längste Strickleiter daran zu befestigen, auch den Kloben, und nachdem sie durch selben das 360 Fuß lange Seil befestigt hatten, band es sich Konrad an einem Ende um die Hüften. — Er machte sich auf die Strickleiter und so wie er eine Sprosse weiter hinunter stieg, ließ Laforet immer verhältnißmässig das Klobenseil nach. — Unter allen Theilen des so gefahrvollen Unternehmens war dieses Hinabsteigen auf der Strickleiter das gefährlichste, da sie unten keine Befestigung, kein Gegengewicht hatte, und bei ihrer außerordentlichen Länge in heftigen Hin- und Herschwenkungen flatterte. Gott schützte den Kühnen; wohlbehalten hatte er den Schloßgraben erreicht.

Laforet band sich nun gleichfalls das andere Ende des Klobenseiles unter den Armen fest, und nachdem er dem Untenstehenden durch ein verabredetes Zeichen bedeutet hatte, daß er auf der obersten Sprosse der Strickleiter fuße, ließ Konrad von Sprosse zu Sprosse eben so das Seil nach, wobei er dadurch, daß er die unterste Sprosse mit der vollen Schwere seines Körpers niederdrückte, das Herabsteigen seines Gefährten eben so sehr erleichterte, als durch Verhütung des flatternden Schwankens der Leiter ungefährlich machte.

Tiefdunkel und stürmisch war die Nacht gewesen, als sie ihre Flucht begonnen hatten; die Witterung wurde gelinder, die Wolken theilten sich, durch sie leuchteten Sterne und mit Erschrecken gewahrte Konrad in

der Entfernung von ungefähr 50 Schritten eine Schildwache, die, ein Liedchen brummend, am Corridor (bedeckten Weg) auf und niederging, aber durch die plötzliche Entleerung einer Wolke, die sich strömend ergoß, in das entferntere Schilderhaus getrieben wurde. — Die Flüchtlinge bargen sich unter einen Mauervorsprung, um da einige Erholung zu genießen und sich mit einem Schluck Wein, einem Bissen Brod zu erquicken, denn sie waren der Ruhe und Stärkung höchst bedürftig.

Sie hatten sich dazu nur wenige Augenblicke gegönnt; vorsichtig schlichen sie nach der Mauer hin, welche, zwischen der Wohnung und dem Garten des Gouverneurs, den Graben der Bastille von dem Stadtgraben am St. Antonius-Thor scheidet. Durch diesen mußten sie; das Wasser des Grabens reichte ihnen bis an die Brust.

Kaum waren sie ein Paar Schritte vorwärts gewattet, als die Hauptronde, vor ihr ein Soldat mit einer ungemein großen, weithin leuchtenden Laterne daher kam; sie tauchten schnell in's Wasser nieder bis an das Knie, die Ronde schritt auf der Erhöhung von höchstens zehn oder zwölf Fuß über ihren Köpfen hinweg. — Noch war der Graben nicht durchwattet, als eine zweite Ronde, schnellern Schrittes als die erste, heran zog; es konnte die Flüchtlinge nichts retten, als ein nochmaliges Untertauchen.

Nun kam das, wenn auch nicht Gefährlichste, doch Schwierigste ihres Unternehmens, das Durchbrechen der Mauer, dieser letzten Scheidewand zwischen Gefangenschaft und Freiheit; die Mauer hatte eine für die Flücht-

linge unerreichbare Höhe und — nach Angabe des Kettensträflings -- eine Dicke von vier ein halb Fuß. Auch dieses gelang ihnen mittelst ihrer Brecheisen leichter, als sie gedacht hatten; denn die Mauer war theilweise so morsch, daß sie ganze Klumpen davon losbröckeln konnten, — eine Folge des öftern Austretens der Seine, deren Wasser das in dem Mörtel enthaltene Salz jedesmal wenigstens eine Linie dick aufgelöst, durch das Eindringen in die Steinfugen die Steine morsch gemacht und so das Ausbrechen derselben ungemein erleichtert hatte.

Unverkennbar waltete Gottes schützende Hand über den Flüchtlingen, denn das Durchbrechen der Mauer währte über drei Stunden; auch bei aller noch so strengen Vorsicht konnte ein Geräusch, in der Stille der Nacht um so vernehmbarer, nicht vermieden werden, und — oberhalb ihnen, nicht höher, als 30 Fuß, — ging eine Schildwache auf und nieder.

Die Mauer war durchbrochen; sie zwängten sich durch die schmale, zackige Oeffnung; nichts war mehr zu überstehen, als das Durchwatten des Wassergrabens am Thore von St. Antonius. — Kaum einige Schritte in selbem fortgewattet, schwand der Boden unter ihren Füßen; sie waren in die Wasserleitung gestürzt, die erst vor kurzem in diesem Graben angelegt worden und dem Kettensträfling nicht bekannt war, indem er ihnen sonst eine andere Stelle zum Durchwatten des Grabens angegeben hätte. Das Wasser ging wenigstens sechs Fuß hoch über den Untergesunkenen hinweg.

Konrad, ein gewandter Schwimmer, war schnell emporgetaucht, aber Laforet, des Schwimmens unkun-

dig, glaubte sich nicht anders retten zu können, als daß er sich an Konrads Füßen anklammerte; dadurch riß er ihn zu sich hinab in die Tiefe. Schnell machte sich Konrad von Laforet los, faßte ihn an den Haaren, schnellte mit aller Kraft zum Wasserspiegel empor und gewann das Ufer.

Aber der Morgen dämmerte heran; im Bereiche der Bastille noch länger zu verweilen, wäre zu gewagt, zu gefährlich gewesen; vom Wasser triefend, eilten sie dem nahen Wäldchen zu. Darin fanden sie einen freien Rasenplatz; auf ihn gossen sich die Strahlen der in all ihrer Pracht jenseits der bewaldeten Höhen auftauchenden Sonne. Sie legten ihre Kleider in den Sonnenschein; bald waren sie getrocknet.

Und als sie sich angethan hatten mit der getrockneten Kleidung, da feierten sie ihr Scheiden durch die schönste Feier, durch ein gefühlvolles Dankgebet zu ihm, von dem alles Gute kommt, aus frommen Herzen emporgesandt. — Mit Thränen der Rührung, der namenlosen Wonne erhoben sie Augen und Hände zu den Himmelshöhen und sie sprachen mit der lebenden Stimme des Entzückens und der überströmenden Empfindung:

„Gott, du bist die Liebe, die schützende, rettende Vaterliebe. Dir sei Dank und Preis, Ehre und Anbetung in den Höhen und auf Erden.“

Noch in den letzten Augenblicken der Trennung beschwor Konrad den Gefährten seiner Leidenstage, mit ihm nach Toulon zu fliehen, dort auf einem Indienfahrer (nach Indien segelndem Fahrzeuge) sich einzuschiffen und in Calcutta oder sonst einer Stadt Indiens

zu verweilen, bis er ohne Gefahr, neuerdings seine Freiheit zu verlieren und in einem Kerker schmachten zu müssen, nach Frankreich zurückkehren könne.

Mit den innigsten Bitten, unter Thränen der theilnehmenden, das Schlimmste ahnenden Freundschaft beschwor ihn Konrad, diesen so günstigen Augenblick mit allem Eifer zu erfassen und jetzt einem Lande zu entfliehen, wo ihm nur Unheil drohe, da der schwache König nie eine Beleidigung vergesse und ungestraft lasse, wenn auch auf Kosten der Gerechtigkeit und eines bessern Gefühles. — Laforet war nicht zu bewegen, von seinem Vorsatze, nach Paris zurückzukehren und von seinen Hoffnungen abzugehen, dort unter dem Schutze des Parlaments, durch Hilfe mächtiger Freunde volle Freiheit zu genießen und wieder als öffentlicher Anwalt seinen Geschäften obliegen zu dürfen.

Der Unglückliche hatte sich furchtbar getäuscht. Kaum war die Flucht der beiden Gefangenen aus der Bastille in Paris bekannt geworden, als schon die Polizei in die regeste Thätigkeit trat, die Flüchtlinge aufzufinden und neuer Haft zu überliefern. Laforet, den hundertäugigen Spähern nicht entgehend, wurde aus den Armen seiner Familie gerissen, in einen unterirdischen Kerker geschleppt und mit Ketten gefesselt. In einer fast nächtlich dunkeln Keuche, auf einem Lager von faulem Stroh, nur einmal in der Woche mit warmer Suppe, die übrige Zeit mit Wasser und Brod genährt, von gefühllosen Kerkerknechten auf die roheste Weise behandelt, lebte er in diesem lebendigen Grabe neun Jahre hindurch das Leben einer irdischen Hölle.

Im Laufe dieser Zeit, die ihm zur tausendjährigen

ward, gewährte man ihm nie die Gerechtigkeit eines Verhörs, nie die Wohlthat der Besuche eines Priesters.

Nach Verlauf von neun Jahren voll der schauderhaftesten Leiden wurde der Unglückliche in Freiheit gesetzt. Er genoß sie nur wenige Wochen; die Grausamkeit eines entmenschten Ministers hatte den Faden seines Lebens mit gefühlloser Hand zerrissen.

Achtzehntes Kapitel.

Am Bord des Seelöwen.

Seinen Reisesack in der Hand, — nur so geringes Gepäcke besitzend, aber eine reiche Summe an Goldstücken und Banknoten im Leibgürtel verwahrend — hatte Konrad die erste Poststation auf der Straße von Paris nach Toulon ungefährdet erreicht. Mit geringschätzigen Blicken maß den Fußreisenden der Postmeister vom Scheitel bis zur Sohle, als dieser eine leichte Chaise mit zwei guten Pferden nach der nächsten Station auf der Toulonet Straße und dazu schnelle Beförderung verlangte, denn in jener Zeit reiste nur der Arme zu Fuß, — ein Gegenstand der schnöden Verachtung aller Gastwirthe und Postmeister. Als aber Konrad vorgab, er habe eine Stunde von hier den Unfall gehabt, von dem betrunkenen Postillon in den Straßgraben geworfen zu werden, wobei seine Kutsche in Trümmer gegangen sei; als er zugleich eine bedeutende Anzahl von Goldstücken, die er nicht ferne vom

Posthause aus seinem Leibgürtel genommen und in die Tasche gethan hatte, aus einer Hand in die andere zählte und für eine gute Chaise, die er hier kaufen wollte, zu einer namhaften Summe sich erbot, da ward der grobe Postmeister, vom Glanze der Goldstücke geblendet, von der Aussicht auf einen wucherischen Gewinn freudig aufgeregt, so freundlich und beweglich, wie ein Eichhörnchen, zugleich ungemein höflich und zuvorkommend. — Noch vor Ablauf einer Stunde sah sich Konrad im Besitze einer Chaise, die zwar bequem und ausdauernd, aber um das Dreifache zu theuer war. — Der gefällige Postmeister gab ihm sein bestes Gespann, und die wohlgenährten, feurigen Pferde brausten dahin mit dem leichten Gefährte, als wäre es beflügelt.

Durch Spendung dreifachen Trinkgeldes, durch ununterbrochenes Fahren, wobei er sich weder bei Tage noch bei Nacht auf einer Poststation ein längeres Verweilen gönnte, als nöthig war, eine Tasse Kaffee zu schlürfen, da er kalten Braten, Wein und Brod von Zeit zu Zeit aus den Posthäusern mit sich nahm und im Wagen verzehrte, hatte Konrad die 94 (deutschen) Meilen von Paris nach Toulon in 37 Stunden zurückgelegt.

In der gegründeten Besorgniß', daß, nach Entdeckung seiner Flucht aus der Bastille, nach allen Richtungen hin von der Polizei und der Marechaussee die größte Thätigkeit geübt werde, um den Weg, welchen er genommen, zu erforschen, daher ihn nur die größte

Eile, das Festland zu verlassen, gegen Verfolgung und neue Haft schützen könne, hatte er während seiner Eilfahrt den Beschluß gefaßt, die Stadt Toulon nicht zu betreten, sondern gleich außerhalb selber den Wagen zu verlassen, nach dem Hafen und da gleich an den Bord eines Schiffes zu gehen, das in den nächsten Tagen nach Indien absegeln werde, und lieber das für den Wagen ausgelegte Geld zu verlieren, als in einem Gasthofe der Stadt abzusteigen, den Wagen zu verkaufen und dadurch allenfallsigen Verfolgern ihre Erforschung zu erleichtern. Es mangelte ihm zwar an einem vorschriftsmässig ausgestellten Passe, aber er hoffte, durch eine wohl ersonnene, höchst glaubbare Angabe, wie es gekommen sei, daß er keinen Paß besitze, noch mehr durch Hilfe reichlich gespendeten Geldes den Schiffskapitän zu bewegen, ihn auch ohne Paß mit sich zu nehmen.

Eine ziemliche Strecke außerhalb der Thore von Toulon stieg Konrad, seinen Reisesack an sich nehmend, aus dem Wagen, befahl dem Postillon, diesen in den Gasthof zur goldenen Traube zu fahren und dort für ihn ein Zimmer zu bestellen; wichtiger Geschäfte wegen könne er nicht früher, als am Abende im Gasthofe sich einfinden. — Der gläubige Postillon, durch ein reichliches Trinkgeld zu jeden Dienst bereit, fuhr gemächlich nach den bezeichneten Gasthof, Konrad aber eilte dem Hafen zu, wo mehrere nach Indien bestimmte Schiffe vor Anker lagen, darunter aber nur eines war, welches schon am vierten Tage nach Indien absegelte, während die andern erst am Ende der künftigen Woche die An-

ker lichten würden. Konrad zahlte gleich im Voraus für Ueberfahrt, für Wohnung in der Kajüte und für anständige Verköstigung so reichlich, daß der geldgierige Kapitän das Mangeln eines Passes nicht beachtete, dagegen den splendiden Fremdling mit einer seemännisch-ungewöhnlichen Höflichkeit behandelte. Konrad erklärte, den Aufenthalt auf dem Schiffe so angenehm und mit seiner Abneigung vor dem geräuschvollen Wirthshausleben einer großen Stadt so im Einklange zu finden, daß er gesonnen sei, das Schiff vor dessen Abfahrt nicht mehr zu verlassen.

Am Abende vor der Abfahrt des Schiffes, — genannt der Seelöwe, — saß Konrad in der Kajüte und las bei einem Glase Porter und einer Pfeife Tabak eine sehr interessante Reisebeschreibung, die ihm der Kapitän aus der Schiffsbibliothek geliehen hatte. Es trat der Kapitän in die Kajüte, mit der Nachricht, daß so eben ein Fremder an Bord gegangen sei, ebenfalls um die Reise nach Calcuta mitzumachen, dessen Gesellschaft für Konrad um so mehr von Interesse seyn werde, als er ein Mann von vielem Anstande, vieler Bildung, überdieß aus Deutschland sei. Dessen freute sich Konrad sehr, und eben als er die Kajüte verlassen wollte, um den Landsmann zu begrüßen, kam dieser selbst. Beide wurden bald auf eine recht freundliche Weise mit einander bekannt, und Herr Wellberg, — so nannte sich der aus Würzburg gebürtige Deutsche saßen bald zusammen im traulichen Gespräche, beide vergnügt, die Klänge der deutschen Zunge gegenseitig wieder zu hören, die so manche liebe Erinnerung an

die Heimath in ihren bald traulich befreundeten Gemüthern auftauchen machte.

Das Abendessen war vorüber; die wenigen Passagiere, welche sich schon jetzt auf dem Schiffe eingefunden hatten, um die auf Morgen zu früher Stunde festgesetzte Abfahrt nicht zu versäumen, hatten sich auf dem Deck versammelt zum Genuß des wunderschönen Abends im geselligen Kreise; auch Konrad wollte sich den Reisegefährten anschließen, aber der Landsmann drang in ihn mit freundschaftlichem Ungestüm, den ersten Abend ihrer Bekanntschaft in der Kajüte zusammen zu bleiben und unter fröhlichem Geplauder ein Paar Flaschen des köstlichen Burgunders zu leeren, wovon er einen bedeutenden Vorrath mit sich führe. Der gefällige Konrad ließ sich leicht bereden, in die Wünsche seines Landmannes einzugehen.

Schon nahte die Mitternachtsstunde und die beiden Landsleute, nun auch nach Ruhe verlangend, hatten zum letzten Male ihre Gläser gefüllt, als der Schiffskapitän vom Decke herab Konrad einlud, zu ihm herauf zu steigen, um den eben so reizenden als großartigen Anblick einer unabsehbaren Bergkette in der prachtvollsten Beleuchtung des Vollmondes zu genießen. Zu solch einen Genuß ließ sich Konrad, der Naturfreund, nicht wiederholt einladen; er eilte auf das Verdeck.

Bald folgte Wellberg, in jeder Hand ein volles Glas, wovon er das eine Konrad reichte, das andere hoch empor hielt und den Kapitän, der auf dem Compaßtischchen eine Flasche Wein vor sich hatte, recht ge-

müthlich einlud, mit ihm und Konrad auf eine glückliche Fahrt anzustoßen. Die Gläser klirrten zusammen und jeder leerte das seinige auf einen Zug.

Noch waren Wellberg und der Kapitän im Genusse dieses unbeschreiblich schönen, dieses an das Wunderbare grenzenden Anblicks versunken, als Konrad, bis an die Schläfe erbleichend, eisige Schweißtropfen auf der Stirne, zu schwanken anfing. Krampfhaft klammerte sich seine Linke an den Kapitän, das Glas entglitt seiner Rechten und die Worte stöhnend: „Allmächtiger Gott, wie wird mir!“ — sank er in Wellbergs Arme.

Unter dem Toben eines dahin rasenden Sturmes, dem Gelärme der arbeitenden Matrosen, den gellenden Tönen der Bootsmannspfeife erwachte Konrad aus seiner todtähnlichen Betäubung. — Er wollte den Kopf erheben, aber eine Last, wie Bleigewicht, eine schwindelartige Empfindung drückten ihn nieder. Eine drückende Last preßte seinen rechten Fuß; er versuchte ihn zu heben; es war ihm, als klirre eine Kette; seine Augen waren von einem dünnen Nebel umflort und seine Glieder von einer Ermattung gefesselt, die ihm das Vermögen der geringsten freien Bewegung raubte.

Die Wuth des Sturmes hatte sich gebrochen, das Schiff allmählig sein Gleichgewicht gewonnen, und Konrad begann, seines vollen Bewußtseyns, des klaren Blickes, der Beweglichkeit der Glieder, eines ruhigen Beschauens, des freien Denkens und Handelns wieder mächtig zu werden.

Er richtete sich mit dem Oberleibe langsam auf, um mit immer mehr sich klärendem Auge zu sehen, wo er sich befinde, was mit ihm geworden. — Ort und Lage waren einfach und beschränkt genug, um das Ganze fast mit einem einzigen Blicke zu übersehen. — Dieses war ein kleiner, durch die Lucke spärlich erleuchteter Verschlag im untern Schiffsraume, der nichts enthielt, als eine Hängematte, auf welcher Konrad lag, halb entkleidet, am rechten Fuß eine Eisenschelle, daran eine lange schwere Kette, deren Ende an einem langen Balken mittelst einer Schraube befestigt war.

Gleich in den ersten Momenten seines Nachdenkens über die Veranlassung der Lage, in welcher er sich gegenwärtig befinde, glaubte sich Konrad vollkommen überzeugt, daß die Flagge des Schiffes, an dessen Bord er gegangen, eine falsche gewesen, und dieses Schiff kein Indienfahrer, sondern das Fahrzeug eines Seeräubers sei, und daß ihn, den Betrogenen, das Loos erwarte, entweder für immer zum Matrosen gepreßt, oder bei der Heimkunft des Schiffes als Sklave verkauft zu werden. Es drängte ihn mit aller Macht, seine Lage im gegenwärtigen Zustande, und was ihm bestimmt sei, sogleich zu erforschen; auch quälte ihn ein unerträglicher Durst; er sprang aus der Hängematte und donnerte mit beiden Fäusten an die niedrige, von Aussen wohl verwahrte Thüre.

Schloß und Riegel klirrten, der Kajütenjunge, ein Neger, trat in den Verschlag und fragte in gebrochenem Französisch, aber auf ehrerbietige Weise: was Massa (Herr) befehle. — Konrad lechzte vor Durst, die

Zunge klebte ihm am Gaumen; er konnte sein Verlangen nach frischem Wasser kaum aussprechen.

Nach wenigen Minuten kehrte der Neger mit einer zinnernen Kanne voll Wasser und einigen Zitronen zurück, deren Saft er in das Wasser träufelte. Die Kanne faßte des Getränkes genug, um den heftigen Durst von zwei Menschen zu stillen; doch war sie von Konrad nach wenigen Augenblicken bis zur Nagelprobe geleert.

Sein Erstes war nun, zu erforschen, warum er in diesem kerkerartigen Verschlag als ein Gefangener gehalten, warum er gefesselt sei, welches Loos seiner harre. — Der Neger beantwortete keine der Fragen, füllte das Gefäß neuerdings mit Wasser, und entfernte sich, das Pförtlein wohl verwahrend mit Schloß und Riegel.

„Sollte diese Haft, diese Kette ein Werk des Ministers seyn?“ — dachte Konrad, und dieser Gedanke war in ihm auch immer mehr zur Ueberzeugung.

Seine Ueberzeugung war auch eine vollkommen begründete.

Noch nicht zwei Drittheile des Weges von Paris zur ersten Poststation auf der Straße nach Toulon hatte Konrad zurückgelegt, als schon Laforet wieder den Armen seiner Gattin und Kinder, dem Schooße seiner Familie, der geträumten Freiheit im sichern Verstecke entrissen und in das Stadtgefängniß abgeführt war.

Der unkluge und unglückliche Gedanke, bei den Seinigen in stiller Verborgenheit zu leben, und von

da aus durch Hilfe mächtiger Freunde seine Freiheit zu erlangen, statt über die Grenze zu fliehen und in Paris für sich handeln und wirken zu lassen, hatte Laforet den Händen der Polizei überliefert, denn es war ihm nicht gelungen, ihrem scharfen Blicke unbemerkt zu bleiben. — Sein schleichendes Eilen dicht an den Gebäuden hin, sein auffallendes Vermeiden der Reverbèren (große, weithin leuchtende Strassenlaternen) — sein Eintritt in ein ganz abgelegenes Häuschen, nachdem er die Thürglocke nur leise hatte ertönen lassen und am Fenster des Erdgeschoßes mit einer da erschienenen Person hastig geflüstert hatte, — erregten die Aufmerksamkeit eines Polizeisergeanten, der gerade in diesem Augenblicke der öffentlichen Sicherheit willen die Gassen seines Bezirkes durchwandelte. — Der Sergeant notirte sich die Ziffer dieses ihm verdächtigen Hauses, und als selbe, in Folge der von ihm sogleich gemachten Meldung, in den Registern der Polizei-Hauptwache aufgesucht wurde, fand sich, daß dieses Häuschen nur von einer Familie, von der des Laforet, bewohnt werde. Sogleich entstand der Verdacht, daß der Besucher des Hauses zu so ungewöhnlicher Stunde und auf eine Argwohn erregende Weise wohl Niemand anders seyn könne, als Laforet, und, sollte sich dieses bestätigen, so eben aus den Gefängnissen der Bastille entflohen seyn müsse. Von der Polizei-Hauptwache aus wurde ungesäumt Anzeige gemacht bei dem Polizeilieutenant, von diesem eben so schnell die genaueste Durchsuchung des bezeichneten Hauses verfügt und Laforet in seinem Verstecke aufgefunden.

In dem ohne Verzögerung mit Laforet abgehaltenen Verhöre gestand er sogleich, durch Hilfe seines Mitgefangenen, des Konrad Hellwig, eines Deutschen, dem Gefängnisse mittelst gewaltsamen Ausbruch entkommen zu seyn, behauptete aber, nicht zu wissen, welche Richtung der mit ihm Entflohene genommen habe, da selber außerhalb des Stadtgrabens von St. Antonius von seiner Seite gleichsam verschwunden sei.

Mit unverkennbarer Bestürzung hörte der Premierminister Dellcamps die ihm schleunig erstattete Meldung von Konrads Entfliehen aus der Bastille. Es war ihm Alles daran gelegen, dieses Deutschen, dessen hochherzigen Muth, dessen wirkungsvollen Einfluß auf das Volk er fürchtete, habhaft zu werden und den Gefährlichen für immer unschädlich zu machen. Des Ministers geheime Spione wurden, mit Unterweisungen, Vollmachten und Geld ausgestattet, sogleich nach allen Richtungen abgeschickt, zur Auffindung der Spur des Flüchtlings, zu seiner so geräuschlos und unbemerkt als möglich zu geschehenden Verhaftung.

Wellberg, der abgefeimteste und thätigste unter den geheimen Spionen des Ministers, — leider ein Deutscher, — fand im Posthause, wo Konrad, blos mit einem Reisesack versehen, zu Fuß angekommen, aber sogleich mit Extrapost abgereist war, dessen erste Spur. Der Postmeister, ein Miethling im geheimen Solde des Ministers, ein stiller, scharfer Beobachter aller seiner Passagiere, dazu durch Konrads Ankunft zu Fuße, durch sein ungestümes Betreiben der Abfahrt, durch eine unverkennbare Beängstigung und Unruhe

gegen ihn, durch das Verschleudern des Goldes argwöhnisch geworden, machte von diesem Reisenden dem Spione und Häscher Wellberg die genaueste Personalbeschreibung, welche mit der, die Wellberg bei sich führte, in den kleinsten Theilen übereinstimmte.

In voller Ueberzeugung, daß Konrad der eilige Reisende gewesen sei und den Weg nach Toulon genommen habe, um sich da nach einem andern Welttheile einzuschiffen, stattete vom Posthause aus Wellberg dem Minister Dellcamps Bericht durch eine Stafette ab und erbat sich für letztern Fall Verhaltungsbefehle aus.

Der Minister schrieb ihm: „Hat sich der Deutsche an Bord eines fremden Schiffes begeben, so überreichen sie dem Kapitän desselben das mit 1. bezeichnete Schreiben. Sogleich wird ihnen der Flüchtling ausgeliefert werden und ihre Sorge ist es dann, ihn wohlverwahrt, aber ohne Aufsehen zu erregen, in die Bastille zurückzubringen; hat sich aber der Flüchtling auf einem französischen Schiffe eingemiethet, so ist der Befehlshaber desselben durch das Schreiben Nr. 2. auf's schärfste beauftragt, den Bezeichneten sogleich in möglichster Stille zu verhaften, auf's sicherste zu verwahren, dann sogleich nach einer Gegend zu steuern, wo er eine unbewohnte, möglichst unwirthbare Insel aufzufinden hoffen dürfe und auf solcher den Deutschen auszusetzen.“

Der feinen Spürnase, der unbrechbaren Geduld, dem rastlosen Eifer des Polizei-Agenten Wellberg war

es gelungen, das Schiff zu erforschen, an dessen Bord Konrad gegangen war, um nach Indien überzusegeln. Sogleich ließ sich Wellberg auf diesem Fahrzeuge als Mitreisender einzeichnen, benützte aber den ersten günstigen und unbelauschbaren Augenblick, dem Kapitän zu eröffnen, wer er sei, in welchem wichtigen Geschäfte er hier zu handeln habe und was der Premierminister von dem Kommandanten des „Seelöwens" fordere; er übergab ihm Dellcamps Schreiben, in welchem noch besonders bemerkt war, den Verhafteten bis zu dessen Aussetzung gut zu verpflegen, anständig zu behandeln und dann mit einigen Lebensmitteln, selbst mit Waffen zu versehen.

Die Sache machte sich sehr leicht. Wellberg wußte durch sein feingebildetes Benehmen, durch sein gemüthliches Aeußeres, durch seine reiche Unterhaltungsgabe Konrad an sich zu fesseln. Daß Konrad vom Kapitän absichtlich auf das Verdeck gerufen wurde und daß der Wein, welchen Wellberg aus der Kajüte auf das Verdeck brachte, in Konrads Glase mit einem stark und lang anhaltenden Schlaftrunke vermengt war, ist eine wohl nicht zu bezweifelnde Thatsache.

Der Neger und der Schiffskoch, die Vertrauten des Kapitäns, trugen auf seinen Befehl den Bewußtlosen in die Kajüte hinab, von da sogleich in den Verschlag des untern Raumes, wo er auf die Hängematte gelegt und, um jeden Versuch einer Flucht gleich als fruchtlos zu erkennen, mit einer schweren Kette angefesselt wurde.

Was hier mitgetheilt worden, hatte Konrad aus dem Munde des Schiffsarztes erfahren, der ihn öfters besuchte und vom Kapitän beauftragt war, den Gefangenen über die Veranlassung seiner Haft und über das ihm vom Minister bestimmte Loos mit strenger Wahrheit in Kenntniß zu setzen.

Druck von Joseph Mayr in Stadtamhof.